

Ac

44 122







Berggold del. 1797

J. A. Darnstedt sc.



M
at

Denkwürdigkeiten
aus der
sächsischen Geschichte,

der
vaterländischen Jugend
gewidmet

von
K. A. Engelhardt.

Zweiter Band,
mit einem Kupfer.

Dresden,
bei Johann Samuel Verlach, 1797.

Martin-Luther-Universität
Institut für Geschichte
des sächsischen Volkes

5.29/5 P5-204-1952

Ac 44122

2596 ✓

Druckverlag

aus der

Rechtlichen Abteilung

der Universität Halle



AWA 1668 (2)

1668

1668-1668



Historische Gemälde

der

Jugend gewidmet

von

K. A. Engelhardt.

Zweiter Band.

Johann Friedrich der Mittlere,
von Bösewichtern verblindet, in
Gotha belagert, und bis an sein
Ende gefangen.

Mit einem Kupfer.

Dresden,
bey Johann Samuel Verlach, 1797.

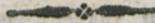


Vorerinnerung.

Der schnelle Absatz dieses Buchs, wovon die erste Auflage beinahe ganz vergriffen ist, sagt es mir, daß es wohl seinen Zweck: die Jugend des Vaterlandes von Ritterromanen zu den Wahrheiten der Geschichte zu leiten — nicht ganz verfehlt haben möge. Um desto unangenehmer war es und ist es mir noch, daß ich diesen zweiten Theil fast um ein halbes Jahr später liefern konnte, als ich es versprach. Ausser einigen Reisen und andern dringenden Hindernissen, war dies eine Hauptursache, daß ich fast alles schon zum Druck fertig liegen hatte, als mich auf einmal verschiedne Gründe bestimmten, die ausgearbeiteten Darstellungen für den dritten Theil zu sparen, und für diesen zweiten die sogenannten Grumbachischen Händel zu bearbeiten, da sie auf die zweite Darstellung des ersten Theils gewissermaßen am schicklichsten hier folgen konnten

ten. Desto sicherer kann ich nun den brit-
ten Theil auf Weihnachten versprechen, da
schon fast alles dazu ausgearbeitet liegt.
Er wird enthalten: Markgraf Eckard
unter Meuchelmördern — Heinrich Graf
von Eulenburg auf der Flucht — Lud-
wigs des Vierten, Landgrafen in Thü-
ringen, harte Demüthigung seiner über-
müthigen Lehnsleute — und von dem
berüchtigten Bauernfeldzug unter Tho-
mas Münzern, so viel, als der Raum ge-
statten wird. Dresden, im Aug. 1797.

Der Verfasser.



Fortsetzung des Pränumeranten-
verzeichnisses.

Karoline Henriette, Fürstinn Neuß zu Schleiß.

Altenhof bei Düben, 1 Exemplar.

Herr M. Jülich, Kand. des Pred.

Annaburg, 1 Ex.

Herr F. G. Meyer, Lehrer am Soldatenknaben-In-
stitute.

Bauzen, 6 Ex.

Herr Arnold, Buchhändler, 6 Ex.

Belzig, 3 Ex.

Herr M. Kräusel, Rektor, 3 Ex.

Dippoldiswalde, 3 Ex.

Herr Mor. Aug. Haase, Justizamtmann.

— Woltermann, Amtssteuereinnahmer.

— von Zehmen, Lieutenant beim Reg. Kurf. Kürass.

Dittersdorf, 1 Ex.

Herr M. Voigt, Pastor.

Dobrilugk, 7 Ex.

Herr Günther, Kand. d. Pr.

— H. F. Helmrich.

— E. L. Helmrich.

— Kühnemann, Forstexpediteur.

Herr

Herr Martin, Kand. d. Pr.
— Schurig, Kopist.
— Sieber, Forstschreiber.

Döbeln, 6 Ex.

Herr M Hertel, Diakonus.
— Hillner.
— Hinkel.
— Schlosbauer.

Die dasige Schule 2 Ex.

Dorfbayn, 1 Ex.

Herr M. Küchenmeister, Pastor.

Dresden, 192 Ex.

Das privileg. Adreskomtoir, 19 Ex.

Dem. C. E. Aubray.

Herr Ayrer, Obersteuersekretär.

— Aug. Traug, Bärwald, Geheimkanzlist.
— Benisch.
— Binder, Hof- und Kammerorganist.
— Birkner, C. E. Rath's Stuhlshreiber.
— Baron von Block.
— Böhmer.
— Hörner.

Frau Gräfinn von Bose.

Herr Buschbeck, Hoffonditor.

— Burckard, Kürschner.
— Däne.
— Demiani, Geheimer Finanzsekretair.
— Dieterich, Kand. d. Pr. 4 Ex.
— Döring, Finanzprokurator.
— Dünnewald.

Dem. Eigenwillig.

Herr Engel, Steuereinnnehmer.

— Engelmann, Kand. d. Pr.
— Freuzel, 2 Ex.
— Georg. Gotth. Sebler, Amtskopist.
— Gerischer, Obersteuerkalkulator.
— Gerlach, Buchb. 22 Ex.
— Geyer, 12 Ex.

Mad. C. D. Giese.

— Grenel.

Herr

- Herr Brunaw, Kriegskommissar.
- Habbert, Lehrer am Waisenhause.
 - Hederich, Kand. d. Pr.
 - Heinze, Registrator.
- Frau Hoffkuchenmeister, Hesse.
- Herr Hilscher, Buchb.
- Hübler, Amtsaktuar.
 - Gutsch, Kriegskanzellist.
 - Kindler, Sekretair im Hausmarschallamte.
 - Ehr. Aug. Koch.
 - Königer, Obersteuerkopist.
 - von Larisch, beim adelichen Kadettenkorps.
 - M. Lechla, design. Pastor zu Erlau.
 - Lehmann, Kand. d. Pr.
 - Lösch, Kand. d. Pr. 3 Ex.
 - Meyner, Münzkassirer.
 - Müller, Kriegskalkulator.
 - Nücke, Hofrath und Oberamtman.
 - Meris, Lehrer an der Polizeischule.
 - Nöller, Kaufmann.
 - Brenzel von Bucherfeld.
 - Koch, Oberkonsist. Sekretär.
- Frau Geheimsekret, Kösch, 2 Ex.
- Herr Scheffel.
- Schönig.
 - Joh. Reinhold Schurig, Geheimkang.
 - Graf von Seidewitz, Rittmeister.
 - Siegel, Kand. d. Pr.
 - Joh. Fr. Sommer, Amtskopist.
 - Friedr. Stackel.
 - M. Stange, Pastor.
- Dem. Strubelt.
- Herr Thierfelder, Kandid. d. Pr.
- Ein Ungenannter durch Herr Börner.
- 6 Ungenannte.
- Herr Verlobren, Oberkriegskommissar.
- Das hiesige Waisenhaus.
- Die Walthersche Hofbuchhandl, 7 Ex.
- Herr Joh. Gott. Wilh. Winkler.
- M. Wirthgen, Pastor zu St. Annen.
 - von Zanthier, Geheimkriegsrath.
 - Zinnert.

Düben, 5 Ex.

- Herr Dietrich, Kand. d. Pr.
— Gorbisch.
— Hunger, Sekretair.
— Kaut, Kand. d. Pr.
— von Wittinghoff, Rittmeister.

Wbersbach, 1 Ex.

Herr M. Beyer, Pastor.

Wrlbach, 1 Ex.

Herr M. Gilbert, Pastor.

Freiberg, 38 Ex.

Herr Ackermann, Organist.

- Albrecht, }
— Benedickt, }
— Börner, } Gymnasiasten.
— Böttcher, }
— Clausnizer, }
— Crasselt, }

Die Crazische Buchhandlung, 2 Ex.

Herr Eickert, Gymnasiast.

- Klade, Hospitalfchreiber.
— Franz, Advokat.
— Giealer, Gymnasiast.
— Häbler, Rathskorist.
— Halfter, }
— Hasche, } Gymnasiasten.
— Hunger, Vice = Schreibenschreiber.
— Kahl, }
— Kaltsofen, }
— Kleinpaul, } Gymnasiasten.
— Koch, }
— Krebs, Kauf = und Handelsmann.
— Leichsenring, }
— Lippmann, } Gymnasiasten.
— Märker, }
— Merbeth, Succentor und Lehrer am Gymnas.
— Metzger, }
— Reinhold, }
— Rochlizer, } Gymnasiasten.
— Schäfer, }
— Schumann, }

- Herr Siegert, Stadtmusikant.
 — Stieler, 6 Ex.
 — Woydt, Gymnasiast.
 Friedrichsbal bei Senftenberg, 1 Ex.
 Herr C. A. Streckfus.
 Gadewitz bei Döbeln, 1 Ex.
 Herr Wittig,
 Gallschütz, 1 Ex.
 Herr Hörig, Kinderlehrer.
 Göhren, 1 Ex.
 Herr Naack, Kand. d. Pr.
 Gröbern bei Meissen, 1 Ex.
 Herr M. Höhle, Pastor.
 Grödel bei Grosenhayn, 1 Ex.
 Herr von Kessinger, Hofjäger.
 Grosenhayn, 7 Ex.
 Herr Beylich, Strumpfricker.
 — Edlich, Huf- und Waffenschmidt.
 — Günze, Seifensieder.
 — Hennigs, jun. Schnetdermeister.
 — Müller, sen. Tuchfabrikant.
 — Karl Fr. Cuf. Müller, der Apotheke. Besitzf.
 — Wittig, Advokat und Gerichtsdirektor.
 Grünthal, 1 Ex.
 Herr Merhold.
 Zalsbrücke bei Freiberg, 1 Ex.
 Herr Karl Gottl. Fried. Hellwig, Erzmüller und
 Gezeugarbeiter.
 Hennersdorf bei Camenz, 1 Ex.
 Herr Major von Buchner, auf Hennersdorf und
 Selenau.
 Herzberg, 1 Ex.
 Herr Kühn, der Apotheke. Kunst Besitzf.

- Zilbersdorf bei Freiberg, 1 Ex.
 — Abr. Kimmler, Köhlermeister am Turnhose.
 Zinnerhermsdorf, 1 Ex.
 Herr M. Busse, Pastor.
 Königstein, 2 Ex.
 Herr Nagel, Garnisonkantoor.
 — von Schönfeld, Premierlieutenant.
 Krögis, 2 Ex.
 Herr M. Martini, Pastor.
 — Volkmann, Schulmeister.
 Kropstädt, 4 Ex.
 Herr M. Hofmeister, Pastor.
 — Merker, Rand d. Pr.
 — Karl Adolph Heint. Anton von Leipziger.
 — Schreckenberger, Hofmeister.
 Leipzig, 62 Ex.
 Herr Barth, Buchh. 48 Ex.
 — Feind, Buchh. 2 Ex.
 Das privileg. Intelligenzkomtoir, 8 Ex.
 Herr von Kleefeld, Buchh. 2 Ex.
 — D. Lange.
 — D. Weise.
 Leubnitz bei Dresden, 12 Ex.
 Herr M. Gehe, Pastor.
 — Heger, Schulmeister.
 Lieberose, 1 Ex.
 Herr Triller, Accisinspektor.
 Luccau, 1 Ex.
 Dem. Döring.
 Maren, 1 Ex.
 Herr M. Wilh. Ernst Frenzel, Pastor.
 Meissen, 15 Ex.
 Herr Veringer.
 — Engelmann, Prokurat. Amtsaktuar.
 — Erbstein, Buchh. 6 Ex.

Herr

Herr Funke, Postmeist. und Senator.

— Grabs, Mahler.

— Karsten, Arkanist.

— Kost, Fürstenschüler.

— Scheunert.

— Stiebner.

— Ziesler, Kaufmann.

Mückenberg, 1 Ex.

Herr M. Leo, Pastor.

Muskau, 1 Ex.

Herr M. Vogel, Superintendent.

Neukirch, 2 Ex.

Herr Mörs.

— Winkelmann.

Niederfrauendorf, 1 Ex.

Herr Grumpelt, Kinderlehrer.

Niederseisenbach, 1 Ex.

Herr Gottf. Krause, Gezeugschmidt.

Pirna, 1 Ex.

Herr M. Krehl, Superintendent.

Portz, 1 Ex.

Herr M. Roick.

Radeberg, 9 Ex.

Herr Buhle, Kaufmann.

— M. Hager, Pastor.

— Heydel, Tertius an der dasigen Schule.

— Lehmann, Kantor.

— Löhler, Rentamtsverwalter.

— M. Richter, Diakonus, 3 Ex.

— Er — —

Radeburg, 3 Ex.

Herr M. Hähnel, Oberpastor, 2 Ex.

— Zechel, Organist, 1 Ex.

Keine

- Reinhardsgrimma, 2 Ex.
- Herr Grahl, Schulmeister.
— Holfert, Rand. d. Pr.
- Riesa, 2 Ex.
- Herr Fr. Grötsch, Steuereinnehmer.
— Warbach.
- Rochlitz, 2 Ex.
- Herr von Schwerdtner, Hauptmann.
Ein Ungenannter.
- Rothensfurth, 1 Ex.
- Herr Joh. Gottl. Wüttner, Begüterter und Ge-
richtschoppe.
- Rückersdorf, 1 Ex.
- Herr M. Hofmann, Pastor.
- Särchen bei Hoyerswerda, 4 Ex.
- Herr Schuster, Schulmeister und Organist, 4 Ex.
- Sangerhausen, 1 Ex.
- Herr Sigmund, Konrektor.
- Schandau, 1 Ex.
- Herr J. G. Gleischer, Geleitskopist.
- Gros-Schirma, 1 Ex.
- Herr Joh. Gottl. Erler, Amalgamirarbeiter.
- Schönewalde, 1 Ex.
- Herr Günther, Pastor.
- Schönsfeld, 1 Ex.
- Herr Schumann, Schulmeister.
- Schreibitz, 1 Ex.
- Herr Brückner, Schulmeister.
- Schwenig, 1 Ex.
- Herr Manitzius, Advokat.

Sons

Somnewalde, 2 Ex.
Herr Günther, Kand. d. Pr.
— Jakobi, Organist.
Stangengrün, 1 Ex.
Herr M. Gottf. Wilhelm Tröltzsch, Pastor.
Stolpen, 1 Ex.
Herr Habrach.
Streumen, 1 Ex.
Herr M. Müller.
Torgau, 1 Ex.
Herr Bretschneider.
Walda, 2 Ex.
Herr M. Grimm, Hofmeister.
— Wolf, herrschaftlicher Bedienter.
Waldheim, 1 Ex.
Herr Neigefing, Brauer am Suchthaus.
Weißsagk, 1 Ex.
Herr Skalli, Kand. d. Pr.
Wittenberg, 1 Ex.
Herr D. Oberkampff.
Wormlage bei Altdöbern in der N. Lausitz, 1 Ex.
Herr von Pannewitz, auf Wormlage.
Zittau, 10 Ex.
Herr Schöps, Buchh., 10 Ex.

Verbetterungen.

- Seite 16 st. vorletzten l. m. letzten
= 22 Zeile 6 von oben st. war, l. m. wäre.
= 25 Zeile 10 von oben st. seiner l. m. seines.
= 26 st. Haft l. m. Haft.
= 44 st. auch auch l. m. auch.
= 63 st. Püchten l. m. Pflichten.
= 66 st. Leuteu nd — l. m. Leute und.
= 84 st. gebabt l. m. gehabt.
= 99 st. Lanzenknechten l. m. Landsknechten.
= 119 st. Balthasar l. m. Hans.
= 128 st. schlepptom an l. m. schleppte man.
= 137 st. Bleicherord l. m. Bleicherodt.
= 170 st. zehn l. m. Zehn.
= 182 u. 192 st. Presburg l. m. Neustadt.
= 200 st. gefallen mußten l. m. gefallen lassen
mußten.
= 207 st. sollte l. m. wollte.
= 224 st. man's l. m. mau.

Johann Friedrich der Mittlere,
von Bösewichtern verblendet —
in Gotha belagert — und bis an
sein Ende gefangen.



Die Scene, welche ich Euch diesmal aus der Vorwelt des Vaterlandes darstelle, junge Freunde! ist so anziehend und denkwürdig, daß sie Eure ganze Neugierde fesselt wird. — Aber seht sie, ich bitte Euch, nicht bloß als Unterhaltung, sondern auch als Belehrung an. Sie ist an beiden gleich reichhaltig, und es sollte mich freuen, wenn Ihr jene denkwürdigen Thatsachen nicht bloß ins Gedächtniß Euch schriebe, sondern sie auch zu Herzen nähmet.

Den unglücklichen Sohn eines unglücklichen Vaters seht Ihr hier auftreten — verblindet von hartherzigen Bösewichtern — irre geführt durch die Täuschungen und Spiegelfechtereien des Aberglaubens — und durch beide hartnäckig und taub gemacht gegen alle vernünftige Vorstellungen treuer

Räthe, gegen alle Ermahnungen und Drohungen des Kaisers und des Kurfürsten zu Sachsen — aber auch hart und lange dafür büßend als Geächteten — als Belagerten — als lebenslang Gefangenen.

Den unglücklichen Vater dieses unglücklichen Sohnes kennt Ihr — Johann Friedrich der Großmüthige ist es, den Ihr im vorigen Theile, vom Kaiser geächtet, bei Mühlberg überwunden und als fünfjährigen Gefangnen so herzlich bemitleidetet. Sein Sohn, Johann Friedrich der Mittlere, ist noch weit unglücklicher, aber — merkt es Euch wohl — mehr durch seine Schuld. Sein Vater fiel im Kampfe für Wahrheit und Recht, wie Ihr Euch gewis noch erinnern werdet — der Sohn greift nach den Waffen, um einen Mörder, Vechter und Landfriedenbrecher zu schützen gegen die Hand der Gerechtigkeit.

Also war er wohl gar ein Genosse ienes Mannes — hatte wohl gar Theil an den Unthaten desselben — war wohl gar Bösewicht wie iener — schließt Ihr, iunge Freunde, und meint, Johann Friedrich der Mittlere sei wohl mit Fug und Recht so hart ge-
züch-

züchtigt worden. Allein da schließt Ihr zu voreilig. Johann Friedrich war ein guter, aber schwacher und zugleich äußerst unbiegsamer Mann, ein Mann, der sich bald für etwas einnehmen, aber auch so leicht nicht wieder davon abbringen ließ. Wer seine schwachen Seiten zu benutzen wußte, konnte ihn zu allem vermögen. Für wen er sich einmal verbürgte, dem gab er sich auch so mit Leib und Seele hin, daß er alles auf Aeußerste kommen ließ. Weder Bitten noch Vorstellungen, weder Gefahr noch Noth konnten dann seinen unbiegsamen Sinn lenken.

Menschen dieser Art sind unglückliche Menschen, und die, welche zu ungerechten und gefahrvollen Unternehmungen sie missbrauchen, schändliche Bösewichter. Die Geschichte Johann Friedrichs des Mittlern mag Euch dies deutlicher lehren.

Die zweite Hauptperson, welche Ihr hier auftreten seht, ist ein Ritter voll Geist und Muth, aber auch voll Rache, Hinterlist und Betrug aller Art — ein Ritter, der weder sein noch Anderer Leben und Ruhe schont, wenn es darauf ankommt, seinen harten Kopf geltend zu machen, seine Rache zu be-

Besänftigen, seine Pläne auszuführen — ein Ritter, dem jedes Mittel, sei es auch noch so schändlich, willkommen ist, wenn er nur dadurch zu seinem Zweck gelangt — ein Ritter, der, (wie ein alter Schriftsteller der damaligen Zeit sich ausdrückt,) sich „von Jugend vff mehr auffrührischer anschlege vnd vnehrbarer hemischer praectiken, denn guter ding vnd löblicher tugendt beflissen hatte.“

Das ist nun freilich kein schönes Bild — und überhaupt werdet Ihr in der vaterländischen Szene, welche ich Euch jetzt darstellen will, mehr böse als gute Menschen handeln sehen. — Aber auch solche sind Tugendspiegel für Eure jungen Herzen, und ich wünsche, daß Ihr nicht ohne Nutzen sie Euch vorhalten möget.

Wilhelm von Grumbach,
Landfriedensbrecher — Mörder —
Mörder — Johann Friedrichs
Verführer.

Dieses unruhigen und immer fehdehung-
rigen Ritters Leben und Thaten mus ich
Euch

Euch vor allen Dingen zeichnen, junge Freunde, ehe Ihr weiter etwas von dem unglücklichen Johann Friedrich erfahrt. — Wilhelm von Grumbach ist die Feder, welche den Herzog zu allem bewegte. Seht Euch das Bild, welches ich jetzt von ihm entwerfen will, nur recht genau an, und Ihr werdet dann den Friedenstörer in allen Handlungen des Herzogs leicht erkennen.

Das edle Geschlecht derer von Grumbach war im sechszehnten Jahrhunderte in Franken gar hoch berühmt, und hatte dem Vaterlande schon so manchen biedern Mann und handfesten Ritter gegeben, ia einige derselben glänzten sogar schon im funfzehnten Jahrhunderte als Bischöffe von Würzburg.

Wilhelm von Grumbach, aus diesem Geschlechte entsprossen im Jahre 1503 den 1. Juni, galt in ganz Franken für einen der reichsten und angesehensten Ritter. Seine weitläufigen Besitzungen, der alte Adel seines Geschlechts, sein männlicher und kühner Geist, den er schon als Rittmeister in französischen Diensten gezeigt hatte, seine Verwandtschaft mit dem Bischöffe Konrad von

von Würzburg, dessen Brudersochter er zur ehelichen Hausfrau hatte — dies alles sprach für ihn und erhob ihn in den Augen des Adels und Volkes. Noch wichtiger aber machte er sich durch den Einfluß, den er auf die Regierung des Bisthums Würzburg hatte.

Konrad der Vierte, aus dem Geschlechte derer von Hibra, war als Bischof und Fürst von Würzburg gerade so ein Mann, wie er als Bischof und Fürst nicht hätte seyn sollen. Weder die geistlichen noch weltlichen Angelegenheiten lagen ihm sonderlich am Herzen, und seinem Kopfe fehlten fast alle jene Eigenschaften, die ihm, wenn es um das Stift wohl stehen sollte, nicht hätten fehlen mögen. War ihm nun nicht ein Mann zur Seite, der die Zügel der Regierung fest in den Händen hielt, so gieng gewiß alles drunter und drüber. Und der Mann war Konrads Vetter, Wilhelm von Grumbach.

Diesen Ritter voll Geist und Leben, der ausser natürlichen Fähigkeiten, auch noch so manche Kenntnisse, die damals unter den Rittern eben nicht gäng und gebe waren,
 sich

sich erworben hatte, schätzte Bischof Konrad ganz außerordentlich. Er machte ihn zu seinem geheimen Rathe, endlich gar zum Oberhofmarschall, und that fast nichts, was Grumbach nicht entworfen oder wenigstens nicht gut geheissen hatte. Da nun Grumbach nicht allemal so verfuhr, wie es ihn ziemte und besonders immer stolz und herrisch sich benahm, machte er sich viele der vornehmen Hofherren zu Feinden und unter andern auch besonders den Domdechant Melchior von Zobel.

Diesem war Grumbach ein Dorn im Auge, den er, je eher je lieber, auszureißen wünschte. Die Gelegenheit fand sich bald. Bischof Konrad fiel aufs Siechbette und gesegnete das Zeitliche im Jahre 1544. Seinem letzten Willen gemäs sollte nun sein Nachfolger im Bisthum unter andern testamentlichen Verordnungen, auch Grumbachs ehelicher Hausfrau ein Legat von 8000 Gulden auszahlen. Der Domdechant Melchior von Zobel wurde einstimmig zum Fürstbischof gewählt, und die 8000 Gulden waren nun die nächste Klippe, an welcher er und sein Feind Grumbach scheiterten.

terten, und beide das Leben, der eine früher durch Meuchelmord, der andere später auf dem Schaffot, verloren.

Melchior von Zobel war nicht der Mann, der sein Land nur durch fremde Augen sehen wollte. Er traute sich selbst gute zu und entfernte alle, die sie ihm nicht zutrauen wollten. Der erste, den er seiner Dienste entlies, war Wilhelm von Grumbach. Dies hatte der Ritter sich schon versehen, er legte also gelassen seine Stellen nieder, und wollte sich nun, wie er sagte, auf seine Güter, die unter der Lehnsherrschaft des Hochstifts lagen, zurückziehen. Bevor er aber gieng, forderte er die Zahlung der obengenannten achttausend Gulden für seine Hausfrau. Allein Bischof Zobel weigerte sich des und sagte spöttisch: er wolle ihm Zahlung leisten, sobald die großen Dienste erwiesen seyn würden, welche des Ritters Hausfrau dem verstorbenen Bischof erwiesen hätte. —

Das war nun freilich eine verfängliche Rede, die Grumbach wohl auf dies und das deuten mochte, und der Bischof konnte wohl vorhersehen, daß ein, von seinem Hofe
ver.

verabschledeber und erbitterter Ritter sie nicht glimpflich aufnehmen würde. — Grumbach fuhr sie auch schnell durch den Sinn — und in der Antwort, welche er dem Bischoffe gab, lies er so manches bittere Wort von Verläumdung und Rache fallen. Indes half ihm dieß immer nichts, der Bischof blieb bei seinem Entschlusse und zahlte die achttausend Gulden schlechterdings nicht. Allem Anschein nach war dieß eine Ungerechtigkeit, die sich Bischof Melchior nicht hätte sollen zu Schulden kommen lassen. Und es fragt sich, ob Grumbach ie der Böfewicht und Friedensstörer geworden wäre, wozu ihm diese ungerechte Verweigerung des Bischofs den ersten Anlaß gab? Wer weiß, gieng er nicht, seiner Dienste entlassen, auf seine Güter, und kümmerete sich nicht weiter um den Hof und Bischof zu Würzburg, wenn man ihm das Geld zahlte. — Wenigstens gerieth er vielleicht nicht mit ihm in offene Fehde, und geschah dieß nicht, so ward er nicht geächtet, so durfte er nicht Schutz bey Johann Friedrich suchen — so verwickelte er diesen schwachen Mann nie in alles das unsägliche Elend

Glend, unter dessen Last er endlich erlag. —
 Seht! so viele, so traurige Folgen hat oft
 eine einzige ungerechte Handlung. — Er-
 innert Euch immer, junge Freunde, des
 Würzburger Bischofs, wenn ihr eine That
 üben wollt, von der das Gewissen Euch
 sagt: Thue sie nicht. —

Grumbach voll Zorn und Rache im
 Herzen, gieng nun zum Markgrafen Al-
 brecht den jüngern von Brandenburg *)
 und bot diesem seine treuen Dienste an.
 Albrecht war eifrig protestantisch, und lag
 immer mit den katholischen Fürsten im
 Streit. Uebrigens hatte er sich auch durch
 die Kriege, in welchen er Karl dem Fünf-
 ten und dann Morizen gegen Karl dien-
 te, wie auch durch seine Verschwendung
 gänzlich erschöpft; wollte er also wieder
 etwas haben, so mußte er, wie eine alte
 Nachricht sich ausdrückt, den benach-
 barten Bischöffen die Federn aus-
 rupfen und sich in ihre Lande und
 Güter kleiden. Und dies that er denn
 auch

*) Der im Schmalkaldischen Kriege eine so merk-
 würdige Rolle spielte. (S. B. I. 136 und 137.)

auch nach Herzenslust. Wer konnte ihm also jetzt willkommener seyn, als Grumbach? — Freundlich wurde der Ritter empfangen, mit aller Achtung am Hofe behandelt, und — es dauerte nicht lange, so hatte er sich durch seine Kenntnisse und Lebhaftigkeit bei dem Markgrafen so in Gunst gesetzt, daß dieser nichts ohne seinen treuen Grumbach unternahm.

Markgraf Albrecht richtete mit seinen Kriegern in ganz Teutschland große Verwüstungen an, eben hatte er Nürnberg belagert und erobert; Grumbach machte den Feldzug mit. Der Marsch gieng nun auf Bamberg und Würzburg, wie man glaubt, auf Grumbachs guten Rath, um den Bischof ein wenig in Furcht und Schrecken zu setzen. Dies, meinte Grumbach, sollte seine Rache etwas abkühlen und ihm vielleicht auch einigen Ersatz für das verweigerete Legat verschaffen.

Albrecht sandte aus dem Feldlager vor Nürnberg fürchterliche Drohungen nach Bamberg und Würzburg, wo sie denn auch bald erwünschte Wirkung thaten. Bamberg schickte in Eil Hans Fuchsen und Joachim von Rosenau als Friedens-

boten, und aus Würzburg hätte man gern auch welche geschickt, wenn nur ein dazu tüchtiger Mann zu finden gewesen wäre. Denn Albrecht war klug, und sein treuer Rath, Grumbach, listig, erbittert und voll Schadenfreude — da gehörte denn freilich eine ganz eigene Vorsicht dazu, einen anständigen Vergleich zu Stande zu bringen.

Endlich nach langem Hin- und Herstreiten ward man denn einig, den beleidigten Grumbach selbst zum Fürsprecher zu erkiesen. Freilich ein saurer Apfel, in den besonders Bischof Zobel nicht gern beißen mochte. Indes sah man keinen andern Weg vor sich. Geschenke und Versprechungen sollten den Mann erweichen, der gewiß gegen alle Bitten taub geblieben wäre. Grumbachen kitzelte es heimlich nicht wenig, daß er so schön sein Mütchen kühlen konnte — Der Vergleich, den er vermittelte, war so hart, wie er sich von einem erbitterten Fürsprecher erwarten lies. Allein, wenn man das ganze Hochstift nicht der Plünderung der markgräflichen Soldaten, die damals in einem barbarischen Rufe standen, preis geben wollte, so mußte man ihn wohl annehmen.

Grumbach bedachte, wie man leicht denken kann, auch sich selbst in diesem Vergleich nicht wenig. Das Kloster Maidbrunn, nebst sechs, nicht weit davon liegenden, Dörfern und drei Seen bei Kürnach, wurden ihm zugesichert — alle seine unter dem Stifte liegende Güter von Abgaben befreit, und ihm selbst erließ man eine Schuld von 7000 Gulden, die er dem Stifte noch zu entrichten hatte. Ueberdies mußte Würzburg dem Markgrafen noch eine Million und 80,000 Gulden zahlen, eine Summe, die man nicht anders aufzubringen wußte, als daß die Bürger ihre silbernen und goldnen Geräthe, die Kirchen ihre heiligen Gefäße, ja selbst das goldne Bild des heiligen Kilians in die Münze schickten. Herzlich gern vergas nun Grumbach das bischöfliche Legat von 8000 Gulden, und gieng im Juni 1552 froh nach Kulmbach, wo ihn der Markgraf zum Statthalter ernannt hatte.

Die geistlichen Herren von Bamberg und Würzburg waren aber nicht froh, beschwerten sich über die harten, erzwungenen Bedingungen beim Kaiser, der ihnen auch nicht

nicht abgeneigt war, hoben alle obige Verträge auf, und nahmen Grumbach alles wieder ab, bis auf seine Lehngüter im Hochstifte. Das ergrimmte den Ritter aufs neue, und vermochte ihn zu abermaligen Beschwerden bei dem Markgrafen über die Treulosigkeit des Bischofs Zobel.

Albrecht reisete nun selbst zum Kaiser, und erhielt bald die förmliche Bestätigung des vorletzten Vertrags. Allein das Hochstift achtete doch nicht darauf, und gab nichts wieder heraus. Da zog der Markgraf endlich mit einer mächtigen Schaar von Heidelberg aus in die Gefilde von Nürnberg, Bamberg und Würzburg, und verheerte in den Jahren 1552 und 1553 alles mit Feuer und Schwert. Grumbach kam ihm von Kulmbach aus zu Hülfe, und machte es nicht besser. Die armen Unterthanen mußten die Falschheit ihrer Obern schrecklich büßen. Die Stifter schrieen nun laut über Unrecht, und wußten es bald dahin zu bringen, daß Albrecht, und mit ihm Grumbach als Störer des Landfriedens, vom Kammergericht am 1. Dezember 1553, und vom Kaiser am 2ten May 1554 in die Reichsacht erklärt wurden.

Dem Markgrafen galt es zwar gleich viel, ob man ihm als einem Aechter, oder mit Fug und Recht kriegenden Fürsten im offenen Felde entgegen gehe — er raubte und plünderte, sengte und brennte nach wie vor, nahm alles liederliche Gefindel auf, spottete der Bischöffe von Bamberg und Würzburg, und vereitelte die Belagerung, mit welcher man ihn in Schweinfurt bedrohte. Allein bald legte man ihm das Handwerk. Die Bischöffe verbanden sich mit dem Herzog von Braunschweig, und schlugen ihn in der Gegend des Klosters Schwarzach so, daß er nur als ein verarmter Flüchtling Leben und Freiheit retten konnte. In Frankreich, wohin er flüchtete, nahm man ihn nicht zum besten auf, er gieng also nach Teutschland zurück, und starb in Pforzheim elend und in Dürftigkeit, wie der ärmste Mann, in einer Bauernhütte.

Nach dem Tode des Markgrafen fiel nun die ganze Rache der erzürnten Bischöffe auf Grumbachen allein. Jetzt, da er einen so mächtigen Beschützer verloren hatte, verfuhrren sie so hart mit ihm, als sie

B

nur

nur konnten. Seine Befestigungen, Grumbach und Hohenrodt, wurden zerstört, die Zinsen davon eingezogen, und die Unterthanen ihrer Pflichten gegen Grumbachen entlassen — seine Wohnhäuser zu Nimpar und Bleichfeld gab man der Plünderung preis, verwüstete seine Felder, lies seine Waldungen niederschlagen, verriagte seine Hausfrau von Bleichfeld, ihrem Witthume, und zog das Gut an sich, verweigerte Kunzen, Grumbachs Sohn, die ihm, von seinem Vater, im Hochstift Würzburg übergebenen Lehngüter, behandelte barbarisch alle, die es noch mit Wilhelm von Grumbach hielten, und suchte ihm überall, wo man nur wußte und konnte, bösen Leumund zu machen.

Zwar hatten die Bischöffe gewissermaßen das Recht, Gewaltthätigkeiten an Grumbachen, als einem Ritter zu üben, der sein Vaterland befehdet, und Theil genommen hatte an den Unthaten des geächteten Markgrafen von Brandenburg; allein war Bischof Melchior's Ungerechtigkeit, daß er das Legat verweigerte, nicht die erste Ursache, daß Grumbach feindselig gegen sein Vater-

Waterland handelte! — Und außerdem stand es auch geistlichen Herren gar nicht wohl an, so übel mit den unschuldigen Unterthanen, so unbarmherzig mit Weib und Kindern des Geächteten zu verfahren.

Grumbach setzte eine Verteidigungsschrift auf, übergab sie dem Reichskammergericht, und drang besonders darinn auf die Zurückgabe seiner, von dem Bischoffe Sobel, unrechtmäßiger Weise eingezogenen Lehngüter. Allein der Spruch fiel nicht günstig für ihn aus. Er war und blieb geächtet, hilflos und verlassen, ohne Eigenthum und Waterland.

Eine so mißliche Lage mußte einen Mann, wie Grumbach, natürlich außs Aeußerste bringen. Alles hatte man ihm genommen — selbst seine Ehre angetastet — nichts war ihm nun noch zu verlieren übrig, als sein Leben — auch dies stand bei ihm, als einem Geächteten, täglich in Gefahr — Denkt man sich nun einen so preshaften und zugleich kühnen und ränkevollen Ritter vollends in ienen Zeiten, wo das Faustrecht noch nicht ganz abgeschafft war, so darf man sich nicht wundern, wenn Grum-

bach Rache kochte, sollte er auch sein Leben, das jetzt ohnedies für ihn wenig Werth mehr hatte, dabei auf's Spiel setzen.

Den Bischof, der so hart ihn behandelte, morden zu lassen, war jetzt sein Lieblingsplan, und er fand auch bald Helfershelfer, die ihn auszuführen, Muth genug hatten. Zwar haben manche ihn von diesem Verdachte freisprechen wollen, allein, wenn man Grumbachs wilden Karakter, die rohen und blutige Rache erlaubenden Sitten jenes Zeitalters — die Aussagen seiner losen Gefellen und alle übrigen viel bedeutenden Umstände zusammen nimmt — so läßt sich fast nicht zweifeln, Grumbach sei die Haupttriebfeder des Bischofsmordes gewesen. — Daß er selbst, aller Aussagen und schriftlichen Bekenntnisse der Theilnehmer des Mordes ungeachtet, doch bis an seinen Tod standhaft leugnete, beweiset nichts. Einem so harten, listigen und entschlossenen Manne, wie Ihr ihn in der Folge noch genauer kennen lernen werdet, war dies wohl möglich — Da er endlich für alle seine Unthaten doch nun einmal nichts als den Tod erwarten konnte, was hatte er

er denn also davon, wenn er auch alles treu und ehrlich bekannte — vielleicht so viel, daß man nur desto härter mit ihm verfahren wäre —

Grumbach selbst wollte nicht Hand an den Bischof legen, durch Geld und Ueberredungskünfte wurden Mörder von ihm gedungen. Jobst von Zettwitz, der Rittermeister Dietrich Pflicht und Grumbachs treuer Diener, Kräger, die Anführer der Meuchelmörder, hielten mit Grumbachen in Koburg und Rosenau häufig geheime Zusammenkünfte und schritten endlich im April 1558. zur Ausführung ihres Plans.

Einige Tage vor dem Morde ritten Jobst von Zettwitz, Dietrich Pflicht und Kräger jeder mit sechs rüstigen Gesellen nach Schweinfurt, wo sie die Kaufleute abwarteten, die mit sicherem Geleite von der Frankfurter Messe durch Bischofsheim an der Tauber den 12ten April nach Würzburg reiseten. An diese schlossen sie sich an, und gelangten so ohne Aufsehen glücklich nach Würzburg. Kräger und einige der losen Gesellen bezogen den Nebstock, eine Herberge ienseit des Mains, die übrigen

gen wohnten in verschiedenen Gasthöfen. Nun belauschte man ieden Schritt des Bischofs, bestach die Wachen, am Zellerthore, wo der Mord geschehen sollte, weder Schranken noch Thore zu verschliessen, damit man, im Fall es nöthig war, sicher entlaufen könnte, und gewann durch Geld sogar einige Bürger, welche den Verbündeten Nachrichten vom Bischoffe zutrugten.

Den 15. April im Jahr 1558. Morgens in der achten Stunde wurde das Bubenstück ausgeführt. Der Bischof wartete aufferhalb der Stadt die Frühmesse ab, und eilt dann um zehn Uhr zurück zum Frühstück und in die Kanzellei. Dies hatten denn die Verschwornen erkundet. Sie zogen sich also bei Zeiten aus der Stadt und trabten nach dem Schmelzhofe, einer Herberge ienseits der Mainbrücke. Hier liessen sie sich Wein geben, leerten wacker und mit Saus und Braus die gefüllten Humpen, und warteten so des Bischofs.

Melchior trabte zur bestimmten Stunde über die Mainbrücke, begleitet von seinem

nem Truchseß *) und einigen andern Ritzern. Die Zechbrüder schwangen sich schnell auf ihre Rosse und zechten und lärmten, als bemerkten sie den Bischof nicht. Desto aufmerkfamer beobachtete dieser schon von weitem die wilden Reuter und es ward ihm fast bange, was diese wohl im Schilde führen möchten. Indes trabte er doch gelassen fort. Als er den Reutern näher kam, sprengte einer bei ihm vorbei und grüßte ihn höflich. Melchior hob die Hand auf, ihm mit entblößten Haupte zu danken und — schnell langte der höfliche Reuter eine Flinte unter seinen Mantel hervor, setzte sie ihm auf die Brust, brüllte ihm „Pfaß! du mußt sterben“ — ins Gesicht

*) Ein altes Wort, das so viel als Essenträger bedeutet. Bei fürstlichen Höfen und großen geistlichen Stiftern ist Truchseß so viel als ein vornehmer Hofbeamter, der über Küche und Tafel seines Lehnherrn die Aufsicht hat — Oberhofkuchenmeister. — Wo diese Würde erblich ist, muß der Truchseß bei feierlichen Gelegenheiten die Speisen auf die Tafel seines Lehnherrn setzen. Der Erstruchseß des Kaisers ist der Kurfürst von Pfalz-Bayern.

Gesicht — drückte los, schoß dem Bischof durch das Herz und linke Schulterblatt, schlug dem Verwundeten mit dem Gewehrkolben ins Gesicht und schrie dabei zu seinen Gefellen zu: „Schießt alle todt! Laßt ia keinen entwischen.“ —

Die Meuchelmörder stürzten nun auf des Bischofs Begleiter los, welche theils von den Pferden geschossen und zertreten, theils verwundet und in die Flucht geschlagen wurden, und dann giengs iach! mit verhängten Zügeln zum Zellerthore hinaus. Am Berge vor der Stadt wurde wieder geladen, und ein Vetter des Bischofs, Hans Zobel von Siebelstadt, der ihnen eben in den Weg kam, schwer verwundet. Sein Pferd, seine goldne Kette und drei Ringe, ja sogar den Huth vom Kopfe mußte der Ritter den Räubern geben, und noch überdies mit Handgelöbniß versprechen, sich zu stellen, wenn? und wo? sie ihn fordern würden.

Blütend und dem Hinscheiden nahe ritt indes Bischof Zobel auf dem steilen Steinwege nach seinem Schlosse und befahl mit sterbender Stimme noch, die Schloßthore

zu

zu schliessen und den Feind zu verfolgen. Die herbeieilenden Kanzleischreiber und Bedienten bat er, ihn zu rächen. Noch ehe er das Schloß erreichte sank er sterbend vom Pferde in die Arme seiner Getreuen und verschied.

Friedrich von Wiersberg der Domdechant, wurde den 27. April 1558. zum Bischof erwählt, und sein erstes und ernstliches Geschäft war nun, die Mörder seiner Vorfahren zu erkunden und zu strafen. Wer anders konnte sie angeführt oder gedungen haben, als Grumbach, der Erzfeind des verbliebenen Bischofs. — So meinte das Gerücht und trug seine Meinung von Mund zu Mund. Der neue Bischof meinte gerade auch so; indes war diese Meinung noch kein Beweis, man konnte Grumbachen ohnmöglich als Mörder sogleich vor Gericht belangen, wie man wohl wünschte, und dieser hielt sich noch einige Jahre an verschiedenen deutschen Höfen mit allen Ehren auf, ohne daß man ihn des Mordes wegen antastete.

Indes sparte Friedrich von Wiersberg weder Geld noch Mühe, den Aufenthalt der

der Mordgesellen Grumbachs auszufund-
 schaften. Und es gelang ihm auch. Nach
 zwei Jahren entdeckte man Christoph
 Kräzern in dem alten lothringischen Berg-
 schlosse Schaumberg, und sandte Reuter
 dahin, ihn nach Würzburg in gefängliche
 Haft zu liefern. Unterwegs erfuhr man
 so manches von ihm, das Grumbachen als
 den Anstifter des Mordes bestätigte. Allein
 ehe man ihn noch auf die Tortur nach
 Würzburg bringen konnte, hieng er sich zu
 Seligenstadt des Nachts am Thürkloben.
 Sein Vetter Jacob Heck von Ber-
 lichingen, Odenwälder genannt, be-
 kannte auf der Tortur, daß Jobst von
 Zettwig und Dietrich Pflicht mit ihren
 Knechten den Bischof ermordet hätten.
 Durch diese und noch einige andere Aus-
 sagen, glaubte Friedrich von Wiersberg
 nun völlig überzeugt zu seyn, daß Grum-
 bach den Bischofsmord angezettelt habe.

Dieser hatte indes beim Reichskammer-
 gericht aufs neue darum angefucht, daß
 ihm von dem Bischoffe zu Würzburg seine
 Güter zurückgegeben werden möchten. Auch
 war Friedrich von Wiersberg dazu angewie-
 sen

fen worden. Allein er achtete nicht darauf, sondern schickte Grumbachen vielmehr die Ausfagen der Zeugen zu, und machte nun förmliche Anstalt, ihn als Bischofsmörder gerichtlich zu belangen.

Alle Hofnung, seine Güter ie wieder zu erhalten, war nun für Grumbachen verschwunden — an dem vorigen Bischoffe hatte er sich blutig gerächt — der izeige gieng ihm eben so hart zu Leibe, „auch an diesen willst du dich rächen,“ dachte er endlich bei sich und verband sich deshalb mit einigen andern Rittern seines Gelichters, die ebenfalls, wie er, vom Stifte beleidiget waren, und wie er, nur vom Stegreife lebten. *) Ernst von Mandelsloh

*) Ritter, denen Kriege und Balgereien über alles giengen, und welche außer ihrem Schwerdt auch gar nichts besaßen, wodurch sie sich Ehre oder Nahrung hätten erwerben können, gab es damals in Menge. Hatten nun diese nicht Gelegenheit zu Fehden und Beute, oder waren sie zu träge, um außer dem Vaterlande zu sechten, so beraubten sie die nahen Ritterschlösser und lebten so vom Plündern. Dergleichen Ritter nannte man damals

Ioh und Wilhelm von Stein zum Altenstein hießen die neuen Freunde, die ewige Treue ihm zusicherten und heimlich für ihn Soldaten zu werden versprachen. Nein! beim Allmächtigen! sagte er einst zu Mandelsloh: Meine Güter soll man nicht ungestraft verprassen! und das hielt er auch.

Außer diesen Rittern brachte er noch einen großen Theil des unmittelbaren Reichsadels in Franken auf seine Seite und zwar durch Vor Spiegelungen, denen seine gelaufige Zunge den völligen Anstrich des Rechts geben konnte. Die Fürsten, sagte er, wollten den Adel unterdrücken — allen Rittern werde es mit ihren Gütern so gehen, wie ihm mit den seinigen. — Im Anfange hatte Bischof Melchior auch wirklich unrecht an Grumbach gehandelt, dies war allgemein bekannt, und gab jetzt der Rede des Ritters nur desto mehr Gewicht.

In Würzburg sagte man sich zwar ins Ohr, daß Grumbach die Ritterschaft aufwiegle

damals Halbritter, Sattelritter, Schnapphähne, und Ritter, die vom Sattel und Stegreife lebten.

wiegle und schon einen großen Haufen Knechte angeworben habe. Allein der Bischof glaubte dem Gerüchte nicht.

Ehe man es sich versah, setzte Grumbach mit seinen Freunden, Ernst von Mandelsloh und Wilhelm von Stein, nebst achthundert Reutern und fünfhundert Fußknechten den 4. Oktober 1563. in der Morgendämmerung über den Main, drang ganz in der Stille durchs Bleichacher Thor in die Stadt und war Herr von Würzburg, als man es noch gar nicht glaubte, daß er etwas gegen Würzburg im Schilde führe. *) Ein starker Nebel, unter dessen Hülle

- *) Schon im Jahre 1559 hatte Grumbach den Plan, Würzburg zu überfallen. Georg Marschalk von Königshoven erhielt damals einen Brief ohne Unterschrift, in welchem man ihm meldete, daß Grumbach in Magdeburg gewesen und gut aufgenommen worden sei — daß er dann mit 150 Pferden seinen Weg nach Franken genommen habe — daß ein gewisser von Sodenberg sich habe verlauten lassen, es liefen von allen Seiten Landsknechte zu Grumbachen, Würzburg zu überfallen, und daß er, Sodenberg, selbst ihm mit 300 Pferden beistehen wolle.

Hätte er im Schlosse gar nicht bemerkt wurde, und besonders die Treulosigkeit besuchener Bürger *) waren ihm zu der schnellen Einnahme förderlich und dienstlich. Wer Lärmen machen wollte, ward erschossen; so gieng es dem Wikar von Neumünster und zwölf Bürgern. Den Uebrigen lies er durch einen Trompeter Ruhe gebieten und zugleich versichern, daß er es nur mit der Geistlichkeit zu thun habe — daß er nichts als sein rechtmäßiges Eigenthum begehre — und daß ieder ruhige Bürger von ihm nichts, weder am Leben noch Eigenthum, zu fürchten habe.

Er selbst nahm sein Quartier in der Domprobstei, und berief dahin den ersten Bürgermeister Kaspar Eck. Diesen lies er ziemlich hart an, stellte ihm verb vor, daß man ihn nun schon seit eilf Jahren ungerechter Weise von seinen Gütern vertrieben, und die Seinigen mit Plündern und Morden heimgesucht habe — jetzt wäre nun

*) Der Rathsherr, Andreas Schmidt, der gerade am Thor die Wache hatte, ward wegen Verdachts der Verrätherei eingezogen.

nun Würzburg in seiner Gewalt, und er verlange deshalb, daß man ihm die Stadtschlüssel und alles Gewehr überliefern, die Schloßbesatzung anzeigen, und ihm den Eid der Treue ablegen sollte.

Herr Eck und seine Mitbrüder im Rathe wollten zwar von dem allen nichts wissen, allein Grumbach zeigte ihnen seine wackern Kriegsknechte, die nur den Befehl zu Raub und Brand erlauerten, und man zog nun gern gelindere Saiten auf. Nur baten die Herren vom Rathe, daß man ihnen erlauben möchte, dies alles dem Kapitel zu berichten.

Ernst von Mandelsloh, Wilhelm von Stein, Jobst von Zettwitz, Dietrich Pficht, und noch mehrere von Grumbachs Getreuen, begleiteten nun Herrn Eck zum Domhern von Thüngen, wo sich der Kapitular Siegmund von Pficht und der übrige Rath von Würzburg befand. Grumbach selbst fand sich bald auch dort ein, brachte seine Forderungen außs neue vor, und hörte nicht eher auf zu drohen, als bis man ihm alles bewilligt hatte.

Grum-

Grumbach und seine Kämpen ließen sich nun in Würzburg auf Kosten der Bürger daß wohl gehen: durch Sang und Klang und Schmauß erholten sie sich von den Strapazen; denn die Reuter besonders waren seit acht und zwanzig Stunden nicht von den Rossen gekommen. Die Soldaten waren längst schon erbittert, daß man ihnen nicht sogleich die Stadt preis gegeben hatte, und hielten sich nun dafür auf eine andere Art schadlos, so, daß ihr Anführer Noth hatte, sie nur einigermaßen in Zaum zu halten. Dabei wiederholte denn Grumbach immer nachdrücklich, daß er nur gekommen sei, seine rechtmäßigen Güter sich wieder zuzueignen; verweigere man ihm aber diese, so werde er ein Kreuz durch das ganze Hochstift brennen. —

Der Bischof, der sich indes mit neun Pferden nach Mergenthal geflüchtet hatte, kümmerte sich wenig darum, durch kluges Nachgeben Würzburgs Schicksal zu erleichtern. Dies machte Grumbachen nur noch verwegener und erbitterter. Auf Andreas Thüngens Bitte setzte er nun seine For-

Forderungen schriftlich auf, und sie waren ganz so hart, wie man sie von einem wilden und zornigen Sieger erwarten konnte. Außer dem Ersatz seiner väterlichen Güter verlangte er nun auch noch genaue Erfüllung des Vertrags, den Bischof Melchior und sein Domkapitel am 11 Juni 1552 mit ihm abgeschlossen hatten — Entschädigung für alles, was man ihm in seinen Wäldern und Wohnungen verderbt — für Mandelsloh und Stein tüchtige Summen als Ersatz für den Schaden, den sie, ihrer Anhänglichkeit an Grumbach wegen, erlitten hätten, und 25000 Thaler zur Erhaltung seines Krigsheers — Auch forderte er in einem Nebenpunkte des Vertrages, daß alle, die an Bischof Melchiors Tod und Entleibung und an dem Kriege des geflüchteten Markgrafens von Brandenburg Antheil gehabt hätten, Frieden und Sicherheit genießten sollten. Ein ziemlich deutlicher Beweis, daß er sich in Rücksicht des Bischofsmordes nichts Gutes bewußt war.

Anfänglich versuchten der Statthalter und die Räte von Würzburg alle mögliche List, dem Vertrage auszuweichen —

E

haupte

hauptsächlich bemühten sie sich, die Annahme desselben in die Länge zu schieben, damit sie indes Scharfschützen anwerben, und Grumbachen mit Gewalt vertreiben könnten. Allein Grumbach war nicht gemeint, sich am Narrenseile herumzuführen zu lassen, und sein Kriegsvolk noch vielweniger. Er selbst erneuerte mit bittern Ausdrücken seine Drohungen, und seine Heerschaaren brannten vor Begierde zu morden, zu rauben und zu sengen. Die Bürger von Würzburg wurden nun auch aufgebracht gegen die Hartnäckigkeit ihrer Nachhaber, und schriekten Ach und Wehe über sie.

Jetzt war es die höchste Zeit, nachzugeben. Grumbachen wurde alles ohne Anstand bewilligt. Die Bevollmächtigten des Bischofs unterzeichneten den Vertrag am 7. Oktober 1563. Grumbach war nun dem Schein nach befriedigt, ob er gleich, als ein listiger Mann, wohl voraus sehen konnte, daß man den Vertrag nur aus Noth unterzeichnet habe, und ihn gewis nie halten werde. Indes stellte er sich wenigstens, als glaubte er dem bischöflichen Versprechen, und zog mit seinen Reutern und Fußknechten in Frieden ab.

Bischof Friedrich reisete, während seine Residenz von Grumbach geängstigt ward, im deutschen Reiche herum, Hülfe zu flehen wider den Schnapphahn und Sattleritter (f. S. 27) Wilhelm von Grumbach. Am angelegentlichsten bat er den deutschen Dresdenmeister um Hülfe — aber weder hier noch da merkte man auf seine Bitten. Jetzt, da Grumbach abgezogen war, stellte sich der vertriebene Bischof auch sogleich wieder ein, bestätigte durch seines Namens Unterschrift den Vertrag, den das Domkapitel in seiner Abwesenheit angenommen hatte und schickte ihm denselben nach Hellungen. Zugleich verklagte er aber Grumbachen eben dieses erzwungenen Vertrags wegen beim Reichskammergericht, daß er Würzburg überrumpelt, und dadurch den Landfrieden gebrochen, daß er grausam dafelbst gehauset, und seine Raubgesellen allen nur möglichen Unfug verüben lassen, so daß sogar ein Knecht ungestraft in der Kirche zum Neuenmünster die heiligen Gefäße geraubt, und das hochwürdige Sakrament unter die Füße verschüttet habe. Auch ließ er eine weitläufige Schrift auf-

E 2

setzen,

setzen, in welcher er Grumbachs, Mandelslohes und Steins Leben und Thaten mit den schwärzesten Farben schildert, und in einem Tone von ihnen spricht, der freilich mehr die Zeichen der Galle, als der unparteiischen Darstellung, enthält. *)

Des

*) Aus dem Titel dieser Schrift, welche er an alle Reichsfürsten vertheilen lies, mögt Ihr auf den kaltblütigen Inhalt derselben schliessen. Er lautet so: „des Hochwirdigen Fürsten und Herren, Herren Friedrichen, Bischoffes zu Wirzburg und Herzogen zu Franken, wahrhafte und gegründete Verantwortung und ablehnung des unwahrhaften erdichten vnd grundlosen schand und lästerbuchs, welches des Stifts Wirzburg trevlose EydvergesseuLehenmänner, Auch mutwillige Auffrührer, offenbare Landfriedbrecher vnd Echter, die sich nennen Wilhelm von Grumbach, Wilhelm von Steyn vnd Ernst von Mandelsloe, zu vermeinter Beschönung irer hochsträflichen auffrührischen Eyd und Ehrvergesseu, Landfriedbrüchlicher Tyrannischer, Mörderischer, Verrätherischer vbelthaten wider hochermeldten Fürsten vnd ein Ehrwirdig Thumb capitel zu Wirzburg im drey auch vier vnd sechtzigsten Jar, im Druck außgehen, vnd im heiligen Reich allenthalben publiciren und

Des Bischofs Klage bey dem Kammergericht und die hitzige, gegen Grumbach heraus gegebene, Schrift thaten die gewünschte Wirkung. Grumbach und seine Helfers-helfer, Wilhelm von Stein und Ernst von Mandelsloh wurden vom Kaiser Ferdinand dem Ersten im Jahr 1564. auf dem Deputationstage zu Worms nochmals förmlich in die Reichsacht und für vogelfrei erklärt, und alle Bedingungen, welche der Bischof Grumbachen in Würzburg eidlich und schriftlich zugesichert hatte, aufgehoben.

Noch

und verschieben lassen. MDLXIII. " In der Schrift selbst wird Grumbach immer einmal ums andre ein Lügendichter, meineidiger Mann, Friedensstörer, Fürstenmörder, Abentheurer, Unmensch, Schandfleck des Abels, ein Lehrling Lucifers u. s. w. genannt. Ja in einer besonders starken Stelle heißt es; „daß, wenn Grumbachs würdiger Anherr, der Thurniervogt Ernst von Grumbach, wieder in die Welt kommen sollte, er ihn nicht allein des Namens und Herkommens unwürdig, und für eine Mißgeburt oder Wechselbalg, ja für einen Schandfleck des Abels im Franken erklären, ihn aufs Rad setzen, und daselbst seinen verdienten Lohn empfangen lassen würde.“

Noch hatte nichts den Muth des wegenen Ritters gebeugt — aber dieser Spruch des Kammergerichts war ihm doch zu hart. Ehre und Güter waren ihm längst genommen, nun konnte ihm auch das Lebenslicht ausblasen, wem es beliebte, oder vielmehr, wer die Kräfte dazu hatte — Doch ward er bald wieder ruhig und gab noch nicht alles verloren. Den Augenblick setzte er eine Gegenerklärung auf, in welcher er sein Verfahren gegen Würzburg als einz, ihm abgenöthigte, Gegenwehr gar künstlich darstellte. Allein vergebens. Die Acht war über ihn gesprochen, der Vertrag mit dem Bischöffe aufgehoben und nichts vermochte diese harten Schläge ungeschehen zu machen.

Ehre, Eigenthum, Vaterland und Schutz verloren — jeden Augenblick in Gefahr auch das Leben zu verlieren — das Gewissen mit so manchen Ungerechtigkeiten, ja gar mit dem Morde des Bischofs befleckt — geschieden von seiner Familie — entblößt von allen Hofnungen — dies war Grumbachs Lage — Eine Lage, die wohl den härtesten und unempfindlichsten Mann

Mann muthlos machen, ja zur Verzweiflung bringen mußte. Allein Grumbach war bald mit einem Plane fertig, sich zu erhalten, zu schützen und — wo möglich — einst noch an seinen Verfolgern sich zu rächen. —

Ein mächtiger Schutzherr war das erste, wornach Grumbach sich umsehen mußte. — Diesen glaubte er an dem Herzoge von Sachsen Johann Friedrich dem Mittelern zu finden — und — fand ihn auch — wie? sollt Ihr gleich hören. —

Johann Friedrich der Mittlere glaubt den Vor Spiegelungen des geächteten Grumbachs — der erste Schritt zu seinem Unglück.

Den verblendeten unglücklichen Fürsten, den Ihr nun auftreten seht, junge Freunde, kennt Ihr schon — (Th. I. S. 174.) es ist iener Prinz Johann Friedrichs, den Ihr nach der Mühlberger Schlacht an Hand und Kopf verwundet nach Wittenberg und dann nach Gotha flüchten saht —
der

der nämliche, welcher den Ritter Eberhard von Thann in der größten Verstärkung nach Kassel schickte, um sich von dem Landgrafen Philipp guten Rath zu erbitten — damals beweinte er das Schicksal seines Vaters — in einer kurzen Reihe von Jahren traf ihn ein noch weit härteres.

Johann Friedrich der Großmüthige hinterließ drei Prinzen, Johann Friedrich den Andern oder den Mittleren; *) Johann Wilhelm und Johann Friedrich den Dritten oder den Jüngern. Einige Monate vor seinem Tode hatte er in einem Testamente verordnet, daß seine Prinzen die sämtlichen Lande gemeinschaftlich nach seinem Tode regieren sollten. Und in diesem Testamente gab er ihnen auch die eben so treue, als merkwürdige Warnung, „sich ja mit Niemanden in ein Bündnis einzulassen, da sie an seinem

eige-

*) Johann Friedrich hieß in Rücksicht seines Vaters der Mittlere, und in Rücksicht seines jüngern Bruders, Johann Friedrichs, der Ältere.

eigenen Beispiele lernen könnten, wie trügl
lich und nachtheilig Verbindungen immer
zu seyn pflegten.“ — Hätte Johann Frie
drich der Mittlere dieser väterlichen Er
mahnung sich erinnert, als der geächtete
Grümbach ihm seine Lustschlösser vorbaute,
so möchte es wohl zeitlebens besser um ihn
gestanden haben.

Johann Friedrich der Mittlere (ge
boren zu Torgau am 8ten Jänner 1529.)
wurde fast mehr zu einem guten Theologen,
als zu einem guten Regenten gebildet. Das
geschah freilich aus heiligem Eifer für die
Religion, der allerdings lobenswürdig war.
Allein daß man ihn mehr mit gelehrten Reli
gionskenntnissen *) als der, ihm einst so nö
thigen, Regierungskunst vertraut machte,
war auch nicht recht. Auszeichnende Gei
stesgaben hatte ihm die Natur nicht verlie
hen, und so konnte es ja seinen Erziehern
wohl

*) Er mußte sogar ebräisch lernen, und im drei
zehnten Jahre hatte er schon eine solche Fert
igkeit im Lateinischen, daß er zu Torgau, in
Gegenwart seines Vaters und mehrerer Für
sten, eine lateinische Rede, von dem Amte
eines frommen Fürsten, hielt.

wohl leicht seyn, ihn für Aberglauben und übernatürliche Wirkungen empfänglich zu bilden. Wenigstens sieht man es der ganzen Lebensgeschichte dieses Fürsten an, daß seine Erziehung wohl eine fromme, aber nicht eine, auf helle und ächte Grundsätze der Vernunft, gebaute Erziehung gewesen seyn könne.

Schon während der Gefangenschaft seines Vaters führte er die Regierung, und war zugleich der Vormund seiner Brüder. Nach seines Vaters Tode, im Jahr 1554, übernahm er mit diesen die Regierung der ernestinischen Lande gemeinschaftlich, und blieb noch der Vormund seines jüngsten Bruders. Im Jahre 1557 übertrugen ihm seine Brüder die Regierung auf vier Jahre allein, und theilten nur die Landeseinkünfte unter sich. Nach Verlauf dieser Zeit lagen sie ihm mehr als einmal an, eine förmliche Landestheilung vorzunehmen, weil sie wohl merkten, daß die Grumbachischen Handel, in welche Johann Friedrich sich immer mehr verwickelte, nicht zum Besten ablaufen würden. — Allein dem Herzoge lag eben deswegen auch daran, seine Macht nicht zu thei-

theilen, und er wußte unter tausend Ausflüchten alle Vorstellungen seiner Brüder zu entkräften. Sogar bei einigen persönlichen Zusammenkünften, welche ausdrücklich eine Theilung beabsichtigten, wußte es Johann Friedrich so weit zu bringen, daß alles beim Alten blieb.

Aber endlich starb (den 31. Oktob. 1565) der jüngste Bruder, Johann Friedrich der dritte, auf der Universität zu Jena, ohne Nachkommen. Dies gab nun der ganzen Sache schnell eine andere Wendung. Unter Vermittelung ihres gemeinschaftlichen Schwiegervaters, des Kurfürsten Friedrichs des Dritten von der Pfalz, theilten nun beide Brüder die ernestinischen Lande in zwei gleiche Theile, nämlich in den Weimarschen und Coburgischen. Den ersteren bekam der ältere, den letzteren der jüngere Bruder. Doch sollte diese Theilung nicht für immer gelten, sondern man wollte nach drei Jahren mit den Theilen wechseln. Allein Johann Friedrichs fortdauernde Anhänglichkeit an Grumbachen machte ihm einen derben Strich durch die Rechnung.

Die

Die eigentliche Regierungs- und Familiengeschichte Johann Friedrichs gehört nicht hieher. Diese könnt Ihr in Euren Handbüchern der sächsischen Geschichte nachlesen. Nur das unglückliche Schicksal dieses Fürsten will ich Euch hier etwas genauer darstellen.

Der geächtete Grumbach, unstät und flüchtig, sucht Schutz. Aber wo sollte er, als Geächteter, ihn finden? — Die beiden sächsischen Prinzen, Johann Friedrich und Friedrich Wilhelm, schienen ihm am bequemsten, denn sie waren ihm am nächsten, hatten auch auch, ihres Vaters wegen, die meisten Freunde unter den teutschen Fürsten, und der gemeine Mann hieng mit Enthusiasmus an ihnen, weil man sie allgemein, des Schicksals ihres Vaters wegen, bedauerte. Zu diesen setzte er also seinen Stab und brachte sein Anliegen vor. Friedrich Wilhelm mochte nichts von den Vorspiegelungen des Geächteten wissen und wies ihn ab. Daran that er auch sehr wohl, denn wer einem Geächteten Schutz und Schirm angedeihen ließ, lud selbst die

Reichs-

Reichsacht auf sich. Desto sichrer wußte sich Grumbach bei Johann Friedrichen einzuschleichen. Denn Grumbach war ein listiger Gefelle und machte nicht leicht die Rechnung ohne den Wirth. Als er gewafnet gen Würzburg ziehen wollte, spiegelte er dem Adel vor, daß die Fürsten die Ritterschaft unterdrücken wollten und er fand bald Gehör. — Bei Johann Friedrichen brauchte er eine andere List und — sie glückte ihm trefflich. Hört einmal, wie schlau er es anfang, den schwachen Fürsten in sein Netz zu ziehen. —

Noch immer schwebte Johann Friedrichen das traurige Schicksal seines Vaters vor Augen — noch immer lag es ihm preßhaft am Herzen, daß man einst eigenmächtig der ernestinischen Linie den Kurhut geraubt und der albertinischen ihn aufgesetzt hatte. — Er, als der Erstgeborne, konnte jetzt, wenn Karl und Moritz nicht thaten, den Kurhuth tragen, und eben die angesehene Rolle unter den teutschen Fürsten spielen, die jetzt sein Vetter August spielte. — Statt dessen mußte er sich nun mit dem kleinen Antheil begnügen.

gnügen, den ihm die Wittenbergische Capitulation (Th. I. 190.) und die Theilung mit seinem Bruder (Th. II. 43.) gelassen hatte. — Er, dem der Kurhut gebührte, Herzog — und sein Vetter, dem nur der herzogliche Titel zukam — Kurfürst — für einen Mann, der das Recht auf seiner Seite zu haben meinte, gewis ein Hartes. —

Dies alles wußte Grumbach wohl — ia er wußte noch mehr, nämlich, daß der Herzog sehr leicht den Eingebungen seiner Rätthe folge, daß er sich leicht für etwas gewinnen, aber schwer davon bringen lasse. — Was konnte ihm also schönere Ausichten geben, als bei diesem Herzoge sein Heil zu versuchen.

Vorher brachte er den Kanzler Brück, auf welchen Johann Friedrich sein ganzes Vertrauen setzte, auf seine Seite, und begab sich dann bald, da er einen so mächtigen Fürsprecher wußte, zu dem Herzog nach Gotha, wo man ihn auch, vermuthlich weil er durch den Kanzler schon etwas von seinen glänzenden Entwürfen hatte bekannt werden lassen, mit auszeichnender Ehre empfing.

Ein

Ein Unglücklicher, auch wenn er durch seine Schuld unglücklich ist, nimmt allemal für sich ein — ist nun dieser Unglückliche noch dazu ein Mann von Geist und Muth — versteht er sich darauf, mit Worten gut umzuspringen und seine Noth mit rührenden Bildern darzustellen — eröffnet er endlich gar Pläne, die dem, dessen Schutz er sucht, Ehre, Macht und Geld versprechen — so hat er gewonnen und er darf gewis nicht unerhört von daunen ziehen. — So Grumbach. —

Die glatten Darstellungen seiner Noth und der Ungerechtigkeiten, welche der Bischof zu Würzburg an ihm verübt hatte, vermochten allein schon den schwachen und leichtgläubigen Herzog für ihn einzunehmen, so daß er die Sache eines Unschuldigen verfechten zu müssen glaubte. Aber ganz glückte es Grumbachen, als er dem Herzog vorstellte, wie kränkend es seyn müsse, den Kurhut, der ihm gebühre, auf dem Kopfe eines andern zu sehen — als er ihn gewis versicherte, daß er kommen sei, ihm die Kurwürde wieder zu schaffen, ja wohl gar, wenn nicht alles fehl-

fehlschläge, auf den Kaiserthron ihn zu erheben — als er sich brüstete, daß er die englischen und französischen Reformirten ganz auf seiner Seite habe, und mit diesen alles auszurichten im Stande sei — als er mit allen Farben der Gewisheit ihm vorspiegelte, daß der größte Theil des teutschen Adels der Bedrückungen der Fürsten längst müde sei, und dem Herzoge, als neuen Kaiser, den Augenblick zufallen werde. — Lauter Träume, die aber der Herzog für baare Münze nahm; denn sonst würde er sich wohl nicht der Gefahr ausgesetzt haben, einen Gedächeten gegen Kaiser und Reich in Schutz zu nehmen.

Grumbach, der Ritter, den jeder Bube auf offener Strafe morden konnte, den Niemand aufnehmen, dem Niemand einen Bissen Brods oder einen Trunk Wassers reichen sollte, wie es in der Rechtsurkunde des Reichskammergerichts heißt — dieser Grumbach war nun in Gotha alles in allem, er warb sich da unter den Großen immer mehr Anhang, und zog seine lockern und unruhigen Gesellen nach und nach alle zu sich. Ernst von Mandelsloh, Wilhelm
von

von Stein und Jobst von Zettwitz kamen auch, als Ritter, die mit den teutschen Fürsten unzufrieden wären, an Johann Friedrichs Hof. Dies bestätigte den Herzog noch mehr in dem Glauben an Grumbachs Vorgeben. Der Kanzler Brück, der Ritter Hieronymus von Brandenstein, Johann Beyer,*) Doktor Justus Jonast†) und David Baumgärtner, ein Patricier von Augsburg, alle an des Herzogs Hofe, waren mit Grumbach und seinen Freunden völlig einverstanden, und halfen in allem mit Rath und That.

Daß indes der ganze Handel nicht so friedlich ablaufen würde, konnte Grumbach sich wohl vorstellen; deshalb rieth er dem Her-

*) Gewesener Amtmann zu Schellenberg bei Augustsburg im sächsischen Erzgebirge, wo er kurfürstliche Gelder veruntraut und sich deshalb gestücket hatte.

†) Königlich Dänischer Rath, ein sehr großer Rechtsgelehrter, der sich auch mit in die Grumbachischen Handel mengte, aber auch dafür endlich in Kopenhagen enthauptet wurde.

D

Martin-Luther-Universität
Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes

Herzoge, die Stadt Gotha und die Weste Grimmenstein noch mehr zu befestigen und tapfere Offiziere, die Grumbach selbst vorschlug, in seine Dienste zu nehmen. Besonders bemühte er sich, den fränkischen Adel, der gerade der Türkensteuer*) wegen in Schweinfurt versamlet war, zu gewinnen. Dabei hegte er denn den Herzog immer mehr gegen seinen Vetter, den Kurfürsten August, und gegen den Kaiser auf, und rieth ihm sogar, sich den Titel eines gebornen Kurfürsten von Sachsen beizulegen, ein Rath, zu welchem sich ein so schwacher Mann, wie Johann Friedrich, nicht lange bitten ließ.

Um ihn nun vollends ganz ins Netz der Verbrecher zu ziehen und auch sicher darinn zu erhalten, nahm Grumbach sogar Geistererscheinungen und Zaubereien zu Hülfe, für welche Johann Friedrich besonders empfänglich

*) Wenn der Kaiser einen Zug gegen die sogenannten Ungläubigen oder Türken unternemen wollte, mußten ihm die teutschen Stände Geldbeiträge dazu liefern, diese nannte man die Türkensteuer.

lich zu seyn schien. Und an diesem Narrenseile lies sich denn auch der schwache Herzog zu allem, wie ein Kind am Gängelbände, leiten.

Ein loser Bauernbube, Hänsel Tausend schön, oder eigentlich Hans Müller der Jüngere, von Sündhausen bei Gotha gebürtig, war der Zauberer und Hexenmeister, durch den Grumbach alles bewirkte. Dieser verschmigte Bube gab vor, daß die Engel mit ihm besonders vertraut umgingen, daß er täglich mit ihnen sich unterhalte. — Fragte man ihn um genauere Nachricht, so sagte er: die Engelein wären so groß, wie dreijährige Kinder, hätten aschfarbige Kleider an, schwarze Hüthe auf den Köpfen, weiße Stäblein in den Händen, und sprächen wie Kinder. Wollten sie mit ihm sich unterhalten, so kämen sie aus einem Loche im Keller, und giengen auch dort wieder hinein. — Einst wäre er, auf ihrem Befehl, mit gegangen, und da habe er denn seinen Gros- und Urgrosvater gesehen.

Diese und ähnliche Tollheiten bestätigte der Bube in der Folge sogar noch unter den Martern der Tortur. Alles nun, was

D 2

Grum-

Martin-Luther-Universität
Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes

Grumbachs Rotte ausführen wollte, hatten dem Bauerbuben die lieben Engelein gesagt, und — so geschah es gewis. Daher nannte man Hänfeln Tausendschön nur den Engelseher, und achtete ihn, wie unsere gebildeten Zeitgenossen nur immer ihre aufgeklärtesten Religionslehrer achten können.

Der Herzog unternahm nichts, ohne Hänfeln zu befragen, und that nichts, was dieser nicht gut geheissen hatte. Hänfel lies ihn aber auch durch einen Kristall den verlornen Kurhut und den kaiserlichen Zepfer sehen — eine Erscheinung, die den Herzog völlig in seinen Hoffnungen bestärkte — versprach ihm, durch die Engelein Pferde zu schicken und ein Bergwerk aufgehen zu lassen — versicherte, daß ein Gewölbe ihm aufgethan werden würde, in welchem ein großer Schatz verborgen liege, womit der Herzog seine Treue und seinen Glauben retten könnte — daß Gott ihn und sein Land schützen wolle, wenn er sich in gute Bereitschaft setze und nicht verzage — daß der Kurfürst August ihm nach Land und Leben trachte — daß der Herzog von vier
En.

gelein in das Paradies getragen werden und da seinen Vater, seine Mutter, seinen Sohn und seine Grosältern sehen und mit ihnen sprechen, aber nur auf eine einzige Frage Antwort erhalten würde — daß der Kaiser vor Gott und der Welt todt sei — und was der frechen Lügen mehr waren.

Ihr werdet leicht einsehen, junge Freunde! warum Grumbach dies und das durch die Engelein dem Herzoge rathen und vorhersagen lies — alles um den Muth desselben zu stärken, seine Hoffnungen zu heben, und ihn immer mehr gegen den Kurfürsten August aufzubringen. Bisweilen mochte des Herzogs Glaube an allen den Unsinn wohl wanken, besonders wenn die Engelein Dinge versprachen, die nachher nicht eintrafen, wie die verheissenen Pferde, das Bergwerk, der Schatz im Gewölbe u. s. w. Allein Grumbach wußte Friedrichen immer wieder damit zu trösten, daß nichts unerfüllt bliebe, was der Knaube aussagte, sollte es auch nicht gleich in Erfüllung gehen — übrigens müsse Gott am besten wissen, warum viele Anzeigen
der

der lieben Engelen sich in die Länge verzögen. *)

Bei einer andern Gelegenheit, da der Herzog einmal den Aussagen der Engelen auch nicht trauen mochte, schrieb ihm Grumbach: man möchte wohl meinen, als ob er die Engelszettel aus seinem Kopfe und zu seinem Vortheil schreiben lasse; er versichere aber bei seiner Ritterehre, daß ihm alles von den Engeln durch den Knaben angezeigt werde, und daß er gewis kein anderes Wort schreiben lasse. — Ein andermal beruft er sich auf Doktor Luthers und der Bibel Zeugnis

*) Das aber sich vil seiner ankeig also Inn die lenng verziehenn, warum das Beschicht vnd wie es ein end nemen, vnd was daraus werden will. Das weis Gott vnd wurd die Zeit erfahrung geben. Gott woll sein Gnad verleyhen, daß es alles zu guten end gelang amen.

E. F. G. (E. Fürstl. Gnaden.)

vndertheniger
gehorsamer Diener
Wilhelm von Grumbach.

So schließt sich der Brief, in welchem Grumbach den Herzog auf alle Art zu beruhigen sucht.

niß von guten und bösen Engeln und sagt, daß „Sovil nun der Ennglischen henndel belangt“ — über seinen, als den Verstand eines Laien, erhaben sei, aber demohngeachtet habe der Knabe gemeint, „Man soll gar kein Zweifel haben, vnnnd auch nit trauern, Es werd alles zw gutenn ennnd gelangen, vnd gott deß Reichlichen geben laßen, so er zugesagt.“

Ihr lacht, junge Freunde! und spottet darüber, daß ein Fürst solchen Unsinn nicht bloß gelassen anhören, sondern sogar glauben und seine Handlungen darnach einrichten konnte; — aber bedenkt, daß Ihr über zwei volle Jahrhunderte später lebet — erinnert Euch der Erziehung, welche Johann Friedrich genos — wisset, daß Weissagungen, Geister- und Hexengeschichten damals fast eben so allgemein geglaubt wurden, als sie jetzt verspottet und entlarvt werden — daß selbst die größten Gelehrten sich oft mit Aberglauben aller Art gar ernstlich beschäftigten — daß die hellern Köpfe der Nation oft entweder absichtlich die Betrügereien des Aberglaubens nicht entdeckten, um desto besser dabei im Trüben fischen zu können —
oder

oder auch sie nicht entlarven durften, wenn sie nicht für Religionspöster und Irrelehrer gehalten werden wollten. Nehmt dies alles zusammen, und — Ihr werdet nicht nur weniger lachen, sondern vielmehr Johann Friedrich, mit samt seinem Zeitalter, bedauern.

Wäre es nun vollends andern, daß Grumbach den Verstand des Herzogs durch besonders dazu bereitete Getränke zu verwirren suchte, um ihn desto sicherer ganz nach seinen bösen Plänen leiten zu können — so müßte man den armen Herzog noch weit mehr bedauern, und ein großer Theil der Schuld seiner unbesonnenen, gesetzwidrigen und hartnäckigen Handlungen fiel von ihm weg und desto härter auf den Bösewicht Grumbach, dem nichts zu heilig, und nichts zu schlecht war, wenn es nur in seinen Kram taugte, sich zu schützen und an seinen Verfolgern zu rächen.

Daß Grumbach auf Befehl der Engelein dem Herzoge in einem Becher rothen Weins etwas beigebracht habe, wodurch er ihm habe günstig werden müssen — ist eine Possen, die keinen Glauben verdient, ob gleich Grumbach auf der Tortur dies bekannte,
und

und auch die Gemahlinn des Herzogs in einem Schreiben an den Kaiser es bestätigte. Jemanden in Speisen oder Getränken etwas Beizubringen, daß er einem immer gut seyn müsse — ist eine Alsfanzerei, die nur der Pöbel noch für wichtig hält. Aber das Gehirn eines Menschen durch gewisse Mittel so schwächen und zerrütten, daß man ihn dann zu allem gängeln kann, ist möglich, und kann vielleicht auch bei dem Herzoge der Fall gewesen seyn. Wenigstens sieht man aus einer der Engelsanzeigen, deren es in dem herzoglich-coburgischen Archive noch eine große Menge giebt, daß der Herzog, auf Befehl der Engelen, einmal einen Trank zu sich nehmen mußte, der aus rothem und weißem Wein, mit gestoßenem Imber vermischt, bestand, und zu welchem er nach Belieben Pfefferkuchen oder Lorbeere reiben sollte. Dies allein konnte nun wohl das Gehirn nicht zerrütten; aber wer weiß, ob nicht insgeheim noch andere, der Gesundheit nachtheilige, Mittel dazu gethan wurden. —

Ein andermal meldet ein gewisser Moriz Hausner Grumbachen: es wäre zu Hänfeln ein Engelen auf einem schwarzbraun-

braunen Pferde geritten kommen, und habe ihm die Verfertigung einer gewissen Arznei aufgegeben, die wahrscheinlich der Herzog einnehmen sollte.*) Doch läßt sich auch daraus

*) Ich setze Euch diese Engelsanzeige zur Probe her, damit Ihr nach dem darinn enthaltenen Unsinn die übrigen beurtheilen könnt, deren es eine ziemliche Menge, immer eine toller als die andre giebt. —

Edler ehrnuester günstiger
Lieber Jungfer

E. E. kan Ich nit verhalten das Heutt am Tage Wie die Glock gleich zwelf geschlagen der Knab Hensel zu mir Inn die obere Stuben kommen vnd sagte Es würde gewißlich ein Engelein vorhanden sein. Darauf Ich Ime gesagt, er solte hinaus gehn vnnnd sich umbsehen Wie er nhun hinaus gieng aus der stuben vnnnd zum fenster hinab zu dem Wasser sieht, da wurde er gewahr, das ein Engelein uff einen schwarz brauen pferdt wie das ist so der Herzog gegeben, Jenseit der Bach am keller hellt Ist er eines Lauffens hinab zu Ime geloffen vnd diesseit des Wasers blieben,

Das hatt Ime gesagt, das er mir anzeigte das Ich noch heutt Roth und blanck Wein auch Wasser Zucker vnd Rössinen kaufen selte,
und

aus eine durch künstliche Mittel bewirkte Zer-
rüttung des Gehirns Johann Friedrichs
nicht

und solche arkney morgen gewiß, mit dem
so nächstmals mit uns zu Gota gewest, und
dan denn, so Ich heut zu Euch geschickt, zu
Euern Tochtermann reitten sole alda Sie uns
sagen würden wie er solche arkney brauchen
solt vnd ferner gesagt Er köant heut nit ko-
men er müste bei Gott sein vund Ime zu
risch dienen die anderu drey aber solen ko-
men vund gelacht vnd den Knaben gute Nacht
gegeben vnd dauon geritten.

Dieweil nñhun Truchessen zum besten solchs
von Gott selbst geeylet vnd vor unsern abreit-
ten bestellt wurd, So werdet Ir solchs mit
spumen vund die zween Wehtheinern vnd
Conken noch heut hieher zu verschaffen wissen,
und daneben beselen was der Knab reiten soll
Er hat für den Türken (der Name eines
Pferdes) Sorge, das Ime Iso Inn dem
Wege ein Vusfall begegnen mocht, vnd sagt
er wolle Lieber, wenn es mein will wer den
Stuzohr reiten.

Was Euch nñhun Inn solchen gefallen sein
würdt, das Werdet Ir mich heute noch wis-
sen lassen, vnd die, so von denn Engelein be-
zaigt alsbalden entschicken. So wollen wir
morgen Wills Gott fort und wol zu rechter
Zeit

nicht völig beweisen. Und wenn man alle folgenden Handlungen des Herzogs genau beobachtet, so sieht man wohl, daß eher der äußerste Grad von Hartnäckigkeit und Verblendung, als Dummheit und Wahnsinn ihn leiteten. — Harte, unbiegsame Köpfe, die eher eine Welt in Trümmern gehen, als ihren Starrsinn brechen lassen, hat es immer gegeben, und giebt's noch. Und als einen solchen werdet Ihr, iunge Freunde, nun den Herzog fast bei ieder Gelegenheit kennen lernen.

In

Zeit wieder komen, Euch dem Allmechtigen
In seinen Schutz vund schirm befellen.

Datum den 2ten Decembris Wie es zwei
Diertel vff eins am Tage geschlagen

E. E.

Diener

Moritz Hausener

Dem Edlen vund
ehrnuesten Wil-
helmen von
Grumbach u. s. w.
Obersten u. s. w.
meinen günstigen
Juckern.

zu sein selbst
aig. Handen. **C**iro.
iro.
Ciro.

Indeß nun Grumbach und seine Nothe in Gotha so schändlich ihr Wesen trieben, und der Kaiser Ferdinand 1564 gestorben war, sah man in Würzburg nicht müßig zu, sondern brachte beim neuen Kaiser, Maximilian dem Zweiten, beim Kammergericht, und besonders bei den, zu Augsburg im Jahr 1566 versammelten, Ständen bittere Klagen gegen den Herzog an, daß er die Geächteten in seiner Residenz dulde, und sich sogar rüste, sie zu vertheidigen. Das Reichskammergericht sah dies natürlich als einen öffentlichen Landfriedensbruch an, und beschloß, Gesandte nach Gotha zu schicken, welche den Herzog vor seinen Verführern warnen, und ihn zugleich versichern möchten, daß ihn selbst des Reichs Acht und Aberacht treffen werde, wenn er die Geächteten nicht einziehe und ausliefere, oder wohl gar noch fürder ihr Schutz und Schirm seyn und bleiben wolle.

Johann Friedrich sollte eigentlich selbst auf dem Reichstage erscheinen, schickte aber dafür, unter dem Vorwande dringender Abhaltungen, den Doktor Husanus und seinen Rath Obernitz, mit dem Auftrage,
sich

sich Grumbachs anzunehmen, und den Kaiser für ihn zu gewinnen, daß er die Acht aufheben möchte. — Im April 1566 schrieb er nochmals eigenhändig an beide: „sie möchten zusehen, wie Grumbachs Sache sich gütlich beilegen lasse.“ — Die Bedingungen aber, welche er entwarf, waren so, daß man sie gar nicht billigen konnte. Beide Räte schrieben ihm daher zurück, es sei nun schon zu spät, und sagten ihm mit dürren Worten: daß er sich des Aechters nicht so lange und nicht so trotzig hätte annehmen sollen. — Grumbach selbst hatte den 13. Jänner 1566 der Reichsversammlung ein Schreiben übergeben, worinn er seine Thaten auf alle Art zu beschönigen suchte — und ähnliche Schreiben überreichte er den 2ten März und den 30sten April für sich und im Namen seiner lockern Gefellen.

Allein seine landfriedenbrüchigen Handlungen hatten zu viel Aufsehen gemacht, als daß man sie leicht vergessen konnte — das ganze Reich war gegen ihn erbittert, daß er so viele Störungen verursachte, *) und

*) In Augsburg wurden öffentliche Schmähblätter

und besonders, daß er einen Fürsten in sein Garn gelockt hatte, den man seiner übrigen guten Eigenschaften wegen in ganz Deutschland schätzte. Es war also an Vergebung der mannichfachen Verbrechen Grumbachs und seiner Gefellen nicht mehr zu denken. Den 13 Mai wurde die Reichsacht gegen Grumbachen, Wilhelmen von Stein, Ernst von Mandelsloh, Jobsten von Zettwig, Dietrich Püchten und Michael Feisteln erneuert, auf deren Heger, Helfer und Beschützer ausgedehnt, und mit allen Feierlichkeiten bey Trompeten- und Paukenschall unter freiem Himmel männiglich kund gemacht. In dieser wurde es denn allen und ieden, wes Standes und Geschlechts sie seyn möchten, ausdrücklich untersagt, „die Verbrecher aufzunehmen, zu hausen, zu hofen, zu herber-

Lieder auf Grumbachen verkauft und an die Wände gefleht, wie z. B.

Wenn Grumbach und sein Anhang wären
da sie mit ein ander hingehören —
das ist in die Hölle, zum Teufel zu
So hätten wir in unserm Lande Ruh.

bergen, zu äßen, zu tränken, zu enthalten, zu leiden, zu dulden, fürzuschieben, durchzuschleifen, *) zu schützen, zu schirmen, zu vergeleiten, ihnen auch nicht zu backen, zu mahlen, noch einige andere Hülfe, Förderung, Fürschub oder Beystand zu thun.“ †) —

Kurfürst August schickte den Achtebrief, als freibauschreibender Fürst des ober-sächsischen Kreises, an Johann Friedrichen nach Gotha, mit dem Befehl, ihn öffentlich anzuschlagen und — zu befolgen. Indes betrachtete man den Herzog schon förmlich als einen Aechter, und belehnte seinen Bruder, Johann Wilhelm, vorläufig schon mit den ganzen ernestinischen Landen.

Um aber doch nichts unversucht zu lassen, hatte der Kaiser den 12ten Mai, ehe noch die oben erwähnte Gesandtschaft nach Gotha abgieng, einen Courier mit einem eigenhändigen Schreiben an den Herzog abgefertigt, in welchem er den längst be-

kann-

*) Vorschub und Hülfe zu leisten.

†) Dies sind die gewöhnlichen Formeln der Reichsacht.

kannten Befehl, Grumbachen zu entfernen; erneuerte, und ihn nochmals dringend bat, die Sache mit dem geächteten Friedensstörer nicht auß Neuserste kommen zu lassen — Das hieß aber tauben Ohren predigen.

Den Tag nach diesem Schreiben wurden die Gesandten des Reichstags an Johann Friedrichen abgefertigt. Sie langten bald glücklich in Gotha an, eröffneten dem Herzoge die erneuerte Aichtserklärung gegen Grumbach, stellten ihm vor, wie unrecht er handle! welchen harten Ahndungen des Kaisers er sich ausseze! und verlangten endlich, er solle Grumbachen und seine Rote einziehen, und der gerechten Strafe überliefern.

Fast wäre es ietzt um Grumbachen geschehen gewesen, denn der Herzog ward doch bedenklich, als er die harten Reden der Gesandten vernahm. Allein Grumbach und sein Anhang wußten ihm bald wieder Muth einzusößen. In Franken, sagten sie, wären tausend' rüstige Männer ieden Augenblick zu seinen Diensten bereit, und überdies sei auch der ganze sächsische Adel mit

E

dem

dem Kurfürsten unzufrieden, werde bei der ersten Gelegenheit sich auslehnen, und ihn ermorden.

Diese gleisnerischen Vorspiegelungen, die Johann Friedrichs Hofnung zur Kurwürde besonders belebten, machten ihn nun auf einmal wieder taub, und sogar trotzig gegen die Vorstellungen der kaiserlichen Gesandten. Schriftlich gab er den 12 Juli 1566 zur Antwort, daß er seine, in Schutz genommenen, Freunde nicht ausliefern werde — daß sie ehrliche Leute und getreue Rätbe und Diener wären, die gar nichts Böses verwirkt hätten — er habe sie ja nur aufgenommen, damit sie, die so viel Anhang hätten, nicht durch hitzige Handlungen die öffentliche Ruhe stören möchten — Dies rechne man ihm nun zum Verbrechen an — allein er wisse recht gut, daß die erneuerte Aechtserklärung gegen Grumbach, und die Drohungen gegen ihn, den Herzog selbst, nur von seinen Neidern kämen, und dem Reichstage durch Arglist abgedrungen worden wären.*)

*) Damit meinte er besonders den Kurfürsten August, der nun einmal, auf Grumbachs Vor-

So fertigte denn Johann Friedrich die Gesandten ab, schrieb sich nun, dem Kurfürsten August zum Hohn, einen gebornen Kurfürsten von Sachsen lies Münzen mit dieser Aufschrift und mit den Kurtschwertern schlagen, befestigte Gotha und das Schloß Grimmenstein immer mehr, und schickte sogar Albrechten von Rosenberg nach Schweinfurt, die, daselbst versammelte, fränkische Ritterschaft aufzuwiegen, und für ihn zu gewinnen.

Noch versuchten es seine eignen Räte Hufang und Obernitz, der Kurfürst von der Pfalz, der deshalb selbst nach Thüringen reisete, der Landgraf Philipp von Hessen, sein eigener Bruder, Johann Wilhelm, ja sogar der Kurfürst von Sachsen, ihn durch Bitten und Vorstellungen Grumbachs verführerischen Händen zu entreißen — Selbst der Kaiser schickte aus dem Feldlager zu Ebersdorf abermals ein gedrucktes Strafmandat

E 2

an

Vorspiegelungen, bei ihm in dem Verdacht stand, als lege er alles darauf an, ihn von Land und Leuten zu bringen.

an Johann Friedrichen, in welchem er ihm alles wieder ans Herz legte; — aber umsonst. Der Herzog verließ sich auf seinen treuen Grumbach, wie er ihn oft nannte, und machte ernstliche Anstalten, einen Plan auszuführen, den Grumbach heimlich entworfen hatte, und von welchem er sich nichts geringeres, als den Kurhut, ja wohl gar die Kaiserkrone versprach. Und dieser Plan war: auf der einem Seite von Westphalen bis an den Rhein, auf der andern in der Mark und in Pommern 8000 Reuter und vier Regimenter Fußnechte anzuwerben. Die in Westphalen sollten alle Bisthümer am Rhein durchstreifen, in Franken einfallen, dem Bischöffe von Würzburg alles rauben, dem Kurfürsten zu Sachsen derb zu Leibe gehn, die Städte Mühlhausen, Nordhausen und Erfurt brandschätzen, den Erfurtern besonders alles wegnehmen, was auffer den Ringmauern derselben läge — Die Truppen in der Mark und Pommern hatten ebenfalls den Auftrag, den Kurfürsten von Land und Leuten zu iagen, überall zu plündern, und alle feste Städte einzunehmen — dann

hofte

hoffte man ohne große Schwierigkeit den Herzog Johann Friedrich in Wittenberg zum Kurfürsten, und, wenn beide Heere zusammen stießen, gar zum Kaiser auszurufen.

Ein Plan, der schneller entworfen, als auszuführen war — und zugleich ein Beweis der Reckheit Grumbachs, der nur in den Tag hinein Verwirrungen anzuzetteln suchte, ohne sich darum zu kümmern, ob? und wie? sie wieder geordnet werden könnten.

Ich habe Euch vorhin schon erzählt, junge Freunde, daß Grumbach den Herzog beständig gegen den Kurfürsten von Sachsen aufhetzte. Dies that er denn immer noch fast täglich, und nun, seit der erneuerten Acht, am eifrigsten. Besonders suchte er den Herzog zu überzeugen, daß ihn der Kurfürst bei dem Kaiser angegeschwärzt habe, und daß die Drohung der Reichsacht allein von dem Kurfürsten komme. — Denn dieser, sagte Grumbach, wünschte den Herzog nur deshalb gern geächtet zu sehen, damit er selbst, in Rücksicht der Kurwürde, vor ihm sicher seyn könnte. Um ihm nun vollends den Kurfürsten in dem schwärzesten Lichte darzustellen, erinnerte er den Herzog immer
dar

baran, wie unrechtmäßig August den Kurhut besitze, wie hinterlistig er seinem seligen Vater, und also auch ihm genommen sei. — Endlich versicherte er, daß der Kurfürst, damit noch nicht zufrieden, ihm auch sogar nach Ehre, Leib und Leben trachte, und ihm auch das schmale Bröcklein seiner armen Lande und Leute noch nehmen wolle. Daher war es denn auch ein Hauptartikel des geheimen Plans, den Kurfürsten von Land und Leuten zu iagen.

Ob August bei dem Verfahren des Reichs gegen den Herzog wirklich in geheim die Hand mit im Spiele hatte — oder ob dies alles nur Aeußerungen des Grollen waren, welchen Grumbach gegen den Kurfürsten im Herzen trug, ist bis jetzt noch nicht erwiesen. Aber gewis ist es, daß Grumbach in der, vermuthlich auch gegründeten, Meinung stand, August sei die Hauptursache, daß man ihm die Reichsacht nicht abgenommen habe. — An diesem suchte er also nun seine ganze Rache auszulassen. — Nicht genug, daß er durch geheimen Briefwechsel den Kurfürsten aufs schändlichste überall verläumdete, und sogar den König von Frankreich

reich gegen ihn aufhetzte — sann er viel mehr auf Rache an der Person desselben. Augusts Tod konnte, wie er meinte, seinen ganzen Angelegenheiten schnell eine günstige Wendung geben und — so ward bald der Plan, meuchlings den Kurfürsten morden zu lassen, in seiner schwarzen Seele reif. Ein schrecklicher Plan, der aber Grumbächen, welcher schon einen Bischof aus der Welt geschafft hatte, nicht sonderlich schwer auf dem Herzen liegen mochte.

Schon einigemal hatte Grumbach Streifereien auf das kurfürstliche Gebiet unternommen und mancherlei Muthwillen verübt. Jetzt legte er es nun ernstlich darauf an, den Kurfürsten zu ermorden. Der Graf Günther zu Schwarzburg bezeugte auch mündlich und schriftlich den 11. des Heumonds 1566, daß er zu Gehren vor dem Thüringer Walde aus Grumbachs eigenem Munde gehört habe, er wolle dem Kurfürsten zu Sachsen nach dem Haupte, Leibe und Leben trachten und sollte er ihm binnen ietzt und Weihnachten gewis nicht entrinnen. —

Deshalb liefen auch Grumbach und Stein Hans Böhmen *) (nach dessen eigener Aussage) in dem Schlosse zu Gotha schwören, daß er ins Meisnische gehen, dort auskundschaften, wenn? und wo? der Kurfürst iage und ihnen besonders melden wolle, wenn er in den Schneebergischen und Schwarzenbergischen Wäldern sich aufhalte. Johann Friedrich war, (nach Böhmens Geständnis) selbst in dem sogenannten neuen Gemache zugegen, als die

*) Er war von Freiberg (von St. Michael auf'm Brande) gebürtig und Diebstahls wegen in dortiger Gegend gefangen worden. Schon drei Jahre hatte er Grumbachen gedient und auch Würzburg mit überfallen helfen. Zum Mörder des Kurfürsten war er schon damals gedungen, als dieser aus Dännemark kam, wo er sich seine Gemahlinn (die bekannte und gute Mutter Anne) geholt hatte. In Zelle mußte Hans Böhme auf den Kurfürsten lauern, der ihm aber entwichte. — Grumbachen verdros der mislungne Mord so, daß er sagte: er wolle S. Chst. Gnaden der Haken so viel bestellen, daß sie jme lezlichen mit entgehen sollten.

dieser den Eid ablegen mußte, und Böhlm beschrieb sogar die Kleidung desselben, welche in einem schwarz damastnen Rock mit Sammet verbrämt, und mit Zobel gefüttert und einem schwarz sammetnen Koller bestanden hatte. Grumbach trug einen großen Mantel mit Sammet verbrämt. Dieser und Stein standen vor dem Tische, an welchem der Herzog saß. Ein Papier, das auf dem Tische lag, enthielt den Eid, den ihm Grumbach vorlas und stehend mit aufgehobnen Fingern beschwören ließ. Er mußte besonders darin Verschwiegenheit geloben und versprechen, daß er sich eher in Stücken reißen lassen, als etwas bekennen wolle.

Der Herzog verhielt sich ganz still dabei und sagte weiter nichts als: Siehe Hans von Freiberg, daß Du die Sache, so Dir befohlen, wohl ausführtest. — Als Böhlm äußerte, daß er einen Vetter unter der Dienerschaft des Kurfürsten habe, gab man ihm ein gepulvertes Kraut in einem Papierchen, mit der Weisung, sich damit in die kurfürstliche Küche zu schleichen und zu versuchen, ob er

es

es wohl in das Essen des Kurfürsten schütten könnte — Böhm aber machte keinen Gebrauch davon, sondern gab es, nebst einer Büchse mit zersprungnen Hahn, Wolf Albrechten dem Wirthe zu Salsfeld, der auch ein Freund Grumbachs und Johann Friedrichs war und von dem erstern nach der Einnahme von Würzburg einen goldnen Becher erhalten hatte.

Hans Böhm ritt indes auf Kundschaft, brachte aber bald die Nachricht, daß der Kurfürst in Dresden und nicht auf der Jagd sei. Zwischen Martini und Michaelis schickte man ihn wieder fort, gab ihm einen Klepper und sieben Thaler Zehrung, und vertröstete ihn, einst zu Gotha oder Weimar ihm zu einer stattlichen Nahrung zu verhelfen. — Böhm brachte abermals die Nachricht, daß der Kurfürst nicht iagen würde — Da sagte Grumbach lächelnd „es werde sich mit der Zeit schon schicken.“ — Das Jahr darauf sandte er ihn wieder fort nach Schwarzenberg und Eibenstock — abermals umsonst — Böhm erhielt dafür neun Thaler Zehrung, fand bei Grumbachen verschiedne fränkische Edelleu-

leute, und auch einen Meisner, erfuhr aber weiter nichts als: wenn man nur den Kurfürsten erst hätte, wollte man schon auch die Kur bekommen.

Da sich nun der Meuchelmord auf der Jagd sobald noch nicht ausführen lies, gab Grumbach Hans Böhmen den Auftrag, den Kurfürsten zu erlauern, wenn er auf den Reichstag nach Augspurg ziehen würde. Er sollte sich nämlich unter den Haufen der kurfürstlichen Begleitern mengen und, wenn der Kurfürst aus Zwifkau reisen würde, ihn erschieszen. — Richtete er dies gut aus, so wollte er einen reichen und stattlichen Mann aus ihm machen. — Ein eben so verwegener Anschlag, der aber nicht ausgeführt wurde.

Dies und noch weit mehr gestand Hans Böhme freiwillig — ob es so ganz seine Richtigkeit damit haben mochte, wer kann dies entscheiden — Alles konnte aber fast unmöglich aus der Luft gegriffen seyn, besonders wenn man des Grafen Günthers Zeugnisse und noch einige andere, welche Ihr gleich hören werdet, damit vergleicht.

Die

Die kurfürstlichen Räte, vor welchen Hans Böhm iene fürchterlichen Bekenntnisse gethan hatte, schickten einen Auszug davon dem Kurfürsten auf den Reichstag nach. Als dieser von Augspurg zurück kam, fertigte er abermals am 12. Juni 1566 ein Ermahnungsschreiben, die Aechter zu entlassen, an Johann Friedrichen ab, und legte obige Zeugnisse bei.

Der Herzog antwortete darauf den 16. Juni im Tone eines tief Beleidigten, behauptete, daß er alle die Leute, deren Aus sagen man beigelegt habe, nicht kenne — daß man nur seinen fürstlichen Namen verkleinern, beschmizen und beschuldigen wolle, aber in alle Ewigkeit nichts beweisen könne — Grumbach und Stein ließ er deshalb vernehmen, sie gestanden aber natürlich nichts, sondern nahmen noch dazu die Anschuldigungen stark übel, und beide fügten dem Schreiben ihres Herzogs Vertheidigungsschriften bei, worinn sie geradegu sagten: Es wäre alles erstunken und erlogen.

Der Kurfürst schrieb den 3. Juli 1566 von Hohnstein aus nochmals an den Herzog, führte ihm alles wieder zu Gemüthe, drang
auf

aufs neue in ihn, Grumbachen zu entfernen — und legte sogar Zettwizens Aussage bei — aber bei dem verblendeten Herzoge schlug nun einmal nichts mehr an.

Christoph von Zettwitz, der Grumbachs Eingebungen nicht Gehör gab, entdeckte nämlich dem Kurfürsten den ganzen Plan, wie er ihn von Grumbachen selbst zu Gotha gehört haben wollte, in einem Zeugnisse, das er den 21. Mai 1566 zu Starenberg in Bayern einem Notarius diktierte und eigenhändig unterschrieb und besiegelte. Dieser Aussage nach wußte Grumbach, daß der Kurfürst auf der Jagd sey, und fast täglich mit seinem Leithund und einigen Jägern auf Vorstöße gehe; da sollte Zettwitz ihn erlauern. Als dieser einst Grumbachen fragte, ob sein Herr, der Herzog Johann Friedrich, darum wisse, antwortete er: Nein, Gottes-Kraft, Gottes-Hergott! ich laß meinen Herrn davon nichts wissen. *) — Philipp Plaz, den
Grum-

*) Dies stimmt mit Böhmens Aussage nicht überein — indes kann auch Zettwitz eher
zum

Grumbach auch zum Meuchelmörder gedungen hatte, bestätigte das nämliche im Gefängnisse. *)

Auch Anzeigen der lieben Engelein beweisen es ziemlich genau, daß Grumbach den Mord des Kurfürsten im Schilde führte. Zwar nennen sie weißlich keinen Namen. Allein aus der ganzen Beschreibung sieht man deutlich, daß unter dem großen Herrn, welcher von einem dicken Jungen mit einer neuen Büchse erschossen werden sollte, weil er „nit vff denn Rechten Glauben weere auch sein Volk von Gottes Wortt abfürte“ der Kurfürst August gemeint sei. — Um den rechten Glauben war es nun Grumbachen wohl nicht zu thun — solche Vorwände brauchte er nur, um dem Herzoge das Abscheuliche des Mordes desto verzeihlicher darzustellen.

Nach

zum Mord gedungen worden seyn, als Böhme und so könnte es mit des Letztern Aussage doch noch seine Richtigkeit haben.

*) Dieser wurde den 15. Juli 1566 zu Dresden gerädert.

Nach allen diesen Beweisen sollte der Mord auf der Jagd, welche der Kurfürst leidenschaftlich liebte, ausgeführt werden, und, außer den schon genannten Meuchelindern, war auch noch ein treuloser Forstknecht des Kurfürsten, Georg Lübel, gedungen, der alle Wege und Stege wußte. Nur wartete man noch auf einen gewissen Maienthal, einen Bösewicht, der kürzlich erst in Böhmen einen Mord begangen hatte. Allein der Anschlag mißrieth, die Verschworenen wurden eingezogen und mit dem Tode bestraft.

Der Kurfürst, müde endlich der Drohungen und Beleidigungen, und noch mehr der mörderischen Anschläge Grumbachs, schickte einige seiner Räte, Wolf von Schönberg, Hauptmann des Erzgebirges, Joachim Köbel, Amtmann zu Schweinitz, und den Obersten Wolf Tiefstetter, nach Gotha, und lies Grumbachen, im Beisein des Herzogs, seine drohenden Reden und Schriften vorhalten. Allein dieser machte nichts als leere Ausflüchte, sagte, daß ihm dies alles gar fremd und beschwerlich vorkomme, weil er ein guter, alter, armer
Ge

Gefelle und sonst noch mit vielem und grossem Elende beladen sei — verlangte Zeugen seiner bösen Reden und Anschläge und erklärte trotzig, daß er Verbrechen, deren man ihn nicht zu überführen im Stande wäre, doch unmöglich eingestehen könne.

Das brachte aber den Kurfürsten nur desto mehr auf. Er selbst schrieb nochmals den 15. Juli 1566 seinem Vetter dem Herzog, nannte alle, welche Grumbachs löse Reden bezeugen wollten, besonders den Grafen Günther zu Schwarzburg, und bat ihn als Freund, den Mann zu strafen, der so bössliche Anschläge wider ihn im Schilde führe. Johann Friedrich vertheidigte in seiner Antwort Grumbachen auf alle Art, bestritt besonders das Zeugnis des Grafen Günther von Schwarzburg, nannte den Angeklagten im Tone der Vertraulichkeit seinen Grumbach, und erklärte ihn für einen unschuldigen Mann, der aber doch, um sich ganz zu reinigen, seine Vertheidigung schriftlich eingeben sollte. Und das geschah auch. Grumbach erklärte darinn den Grafen Günther geradezu für einen falschen Zeugen, und Jo-
hann

hann Friedrich lud diesen sogar vor Gericht, seine Aussage zu bekräftigen. Graf Günther weigerte sich aber des, weil es sich nicht wohl ziemte, einem Geächteten vor Gericht Rede zu stehen.

Der Kurfürst schrieb dem Herzog aufs neue, daß Graf Günther bei seiner Aussage verharre, und daß also Johann Friedrich als Freund und Vetter handeln werde. Allein die Antwort fiel trotzig. „Grumbach sei unschuldig, schrieb der Herzog, sein Nein müsse so viel, als des Kurfürsten und des Grafen Ja gelten — Grumbach sei von nichts überwiesen; man möge nur den Weg des Rechtes gegen ihn einschlagen.“

Diese dürren Worte erbitterten den Kurfürsten nun aufs höchste. Mit allen Anseerungen des größten Misfallens führte er dem Herzoge zu Gemüthe, was es heiße, einen Mann zu schützen, der ihm, seinem Vetter, nach Leib, Leben, Landen und Leuten trachte — einen Geächteten, dessen Strafe er sich, als sein Schirmherr, auch schuldig gemacht habe — Endlich bat er ihn noch dringend, sein Heil zu bedenken, sich des heiligen römischen Reichs Befehlen zu fü-

fügen und so von sich und seiner Nachkommenschaft allen Schaden abzuwenden.

Allein der Herzog war und blieb Grumbachs blinder Vertheidiger, verharrete dabei, sein Rath und lieber Getreuer, Wilhelm von Grumbach, sei unschuldig und es wäre allerdings sonderbar vom Kaiser, einen alten, abgelebten und gebrechlichen Mann in des Reichs Aberacht zu erklären.

Während nun dieser Briefwechsel von beiden Theilen mit großer Erbitterung geführt wurde, langte in Gotha ein neuer, vom 12ten August 1566. datirter, Strafbefehl an Johann Friedrich an, Grumbachen und seine Gefellen auszuliefern, wo nicht, so würde man ihn, als einen Aufnehmer derselben, gleichfalls in die Reichsacht erklären.

Auch diese Drohung war in den Wind geschrieben. Johann Friedrich schützte nach wie vor, seinen lieben und getreuen Grumbach und kümmerte sich wenig um das Urtheil des Kaisers und Kammergerichts. Zwar meldete er bald darauf dem Kurfürsten, er möchte Grumbachen wohl fortschaffen,

fen, wenn er nur einen so alten und gebrechlichen Mann fortzuschaffen wisse. Auch bat er ihn zugleich, sich beim Kaiser und Reich für den Geächteten zu verwenden. Allein, es gieng ihm hier, wie es gemeinlich Jedem geht, der es aufs Aeuferste kommen läßt. Der Kurfürst war jetzt so erbittert, daß er gar nicht mehr antwortete, sondern ihm nur einen Kanzleischein über den richtigen Empfang seines Schreibens ausstellen lies —

Freilich handelte hier auch der Kurfürst nicht recht, daß er den Herzog nun, da er nachgab, nicht anhören wollte. Allein wie lange hatte er nicht Geduld gehabt — wie lange hatte man ihn nicht auf alle Art beleidigt — Bringt man einen aufs Aeuferste, dann kennt er freilich auch nur selten die Gesetze der Gerechtigkeit und handelt nur, wie Unwille und Zorn es ihm eingeben.

Johann Friedrich nahm den empfangenen Kanzleischein nun vollends für einen Beweis an, daß dem Kurfürsten an Ausöhnung mit ihm gar nichts liege und beschuldigte ihn deshalb in einem abermaligen

gen Schreiben, daß er ihm beim Kaiser bösen Leumund mache. — Die Antwort war abermals — ein Kanzleischein über den richtigen Empfang des herzoglichen Schreibens.

— ❖ —

Johann Friedrich geächtet und belagert.

Man weiß in der That nicht, ob man sich bei diesem ganzen Handel mehr über die Hartnäckigkeit des Herzogs oder über Grumbachs feltne List und Ueberredungskünste wundern soll — beide sind in ihrer Art gleich merkwürdig. Bald wurden aber beide auf weit härtere Proben gestellt, und auch da verleugneten sie sich nicht.

Noch war dem Herzoge kein Unglück, seines Grumbachs wegen, widerfahren — noch hatte Grumbach durch den Herzog immer nur einen Federkrieg zuführen gehabt, bei welchem statt Blutes nur Tinte floß. — Noch hofften er und sein Herzog vielleicht immer noch, den ganzen Handel auch nur mit der Feder abthun zu können.

Aber

Aber bald gewann die ganze Sache ein ernsthafteres und traurigeres Ansehen. Diefene Fehde schien unvermeidlich. Auf des Herzogs Seite standen seine Länder, seine Familie, das Blut seiner treuen Unterthanen, seine Freiheit, ja wohl gar sein Leben — auf dem Spiel. Grumbach sah leicht, wenn sein Schutzherr überwunden wurde, nichts als die völlige Zertrümmerung aller seiner Pläne, den Umsturz aller seiner Hoffnungen, den Verlust der Ruhe seiner alten Tage, ja, wenn er seinen Feinden in die Hände fiel, den schmähdlichsten Tod vor sich und doch — ward der Herzog nicht nachgebender und Grumbach nicht muthloser — Hört einmal, welches schreckliches Schicksal über diese beiden seltenen Menschen verhängt war —

Des Bittens, Ermahnens und Drohens endlich müde, kündigte Kaiser Maximilian der Zweite, dem Herzoge am 12ten des Christmonats 1566, durch einen Herold, in einem offenen Schreiben, die Reichsacht an und übertrug am 13ten Dezember die Vollziehung derselben dem Kurfürsten August, als Kreisobersten des obersächsischen Kreises.

ses. Johann Wilhelm, des Herzogs Bruder wurde am 23. Dezember vom Kaiser ersucht, der brüderlichen Verwandtschaft gegen einen Landfriedensstörer nicht eingedenk zu seyn und der Vollziehung der Acht, als treuer Stand des teutschen Reiches, beizuwohnen. Je länger man vorher mit der förmlichen Ahtserklärung gezögert hatte, desto schneller wurde sie nun ausgeführt. Den 13. Dezember erhielt sie Johann Friedrich durch den kaiserlichen Herold und schon den 24sten standen Exekutionstruppen vor Gotha.

Die Ahtserklärung war in ziemlich herben Ausdrücken abgefaßt und mit harten Drohungen begleitet. Auf Johann Friedrich that sie keine sonderliche Wirkung. Leere Worte — mochte ihm Grumbach vermuthlich vorspiegeln — Drohungen, die man nie erfüllen wird — Auch sogar dann noch, als den 23ten Dezember ein kaiserlicher Herold wirklich mit dem Ahtserekuationsmandat erschien, blieben beide ganz in ihrer Ruhe. Freundlich empfing den Hiobsboten der Herzog in dem Speisezimmer, gleich neben seinem Gemache,
 frau

traulich reichte er ihm die Hand und fragte um sein Anbringen. Ein Absagebrief und Ankündigung der kaiserlichen Ungnade — war die Antwort — Donnerworte, die sonst jedem, dem sie gesprochen wurden, fürchterlich in die Ohren klingen mußten. Allein Johann Friedrichs Herz beengten sie nicht sonderlich.

Mit der Ruhe eines Mannes, dem man keiner Uebelthat zeihen kann, nahm er den Absagebrief an, sagte „er habe dem Kaiser nie etwas zu Leide gethan, sondern ihm vielmehr allen schuldigen Gehorsam geleistet. Die angekündigte Ungnade befremde ihn daher nicht wenig — er könne indes den Urheber leicht errathen, und wäre bei sich überzeugt, daß er dem Kaiser eben so gut, als der stolze Meißner, *) dienen könne.“

Noch war der kaiserliche Herold nicht wieder von bannen gezogen, da erschien noch ein Herold †) mit einem Trompeter, abgeschickt

*) Kurfürst August.

†) Herold war damals so viel als Gesandter. — Bei Turnieren und andern Feierlichkeiten war er der öffentliche Ausrufer und Aufseher. Er muß

abgeschickt vom Kurfürsten August, kund zu thun, daß er vom Kaiser befehligt worden sei, die Reichsacht an dem Herzoge zu vollstrecken.

Auch

mußte sich wohl auf die Rangordnung verstehen und besonders eine große Wappenkenntnis haben, denn seine Pflicht war es, bei Turnieren die Aechtheit des Adels nach den Wapen zu untersuchen. In streitigen Fällen, wenn man nicht wußte, wem man den Kampfpreis zuerkennen sollte, mußte der Herold den Ausspruch thun. — Seine Kleidung war auszeichnend und prächtig. — Der kaiserliche Herold, der an Johann Friedrichen gesandt wurde, trug ein Kleid von schwarzem Sammet, mit einem goldnen Stück belegt, wie ein Messgewand.orne war der Reichsadler von Gold und Perlen gestickt — auf dem Kopf ein sammetnes Häublein — in der einen Hand hielt er einen weissen Stab, in der andern den kaiserlichen Absagebrief. — Der kurfürstliche Herold trug einen rothsammetnen Rock, einen dergleichen mit Gold besetzten Hut, dicke gelbe Sammethosen, schwarzsammetne, platt anliegende und mit goldnen Borten verbrämte Kniestiefeln — in der einen Hand hielt er einen weissen Stab mit einem rothen Säbuchen, an welchem der Absagebrief hing.

Auch dieser zweite Hiobsbote vermochte nicht, den Herzog aus der Fassung zu bringen. Beiden Herolden ließ er auf prächtigste Nuzung und Pflege geben und beschenkte den kaiserlichen mit funfzig und den kurfürstlichen Herold mit zwanzig Thälern und zwar in neuen Goldmünzen, auf welchen, dem Kaiser und dem Kurfürsten zum Hohn, die Kirschwerdter mit der Umschrift: Johann Friedrich, geborner Kurfürst, prangten. — Der Rath die Bürgerschaft und das Kriegsvolk erfuhren aber nichts von dem Anbringen der Herolde, denn sonst möchte wohl nicht viel mit ihnen anzufangen gewesen seyn.

Gotha setzte man nun förmlich in Vertheidigungsstand; die Vorstädte wurden abgerissen, die Bäume nahe um die Stadt abgehauen und zu Bollwerken und Schanzkörben gebraucht. Bürger und Soldaten mußten Tag und Nacht arbeiten, und die letztern auch sogar auffer ihren Wachen, noch bei neuangelegten Roß-Hand und Stampfmühlen thätig seyn. Nur die vier Fahnen*) auf dem Schlosse waren dieser

*) Eine Fahne hatte nach damaliger Kriegsart
3 bis 400 Mann.

Arbeiten überhoben. Aber dafür mußten sie auch während der Belagerung im Zwinggergraben in äämmerlichen Hütten unter Rauch, Gestank und Kälte unendlich viel Strapazen erdulden, von welchen iene wenig oder nichts erfuhren.

Der Kaiser hatte indes den Grafen Otto von Eberstein, die Ritter Fabian von Schönau und Christoph von Carlowitz als Kommissarien dem Kurfürsten zur Vollziehung der Acht, gesendet und ihn dringend daran erinnern lassen. — Dieser, längst einig mit seinen Ständen über den Gehorsam gegen den kaiserlichen Befehl, ließ nun am 24. Dezember 1566 eine Schaar Reuter und ein Fähnlein Fußvolt vor Gotha rücken, vermuthlich um die Gegend genau auszukundschaften und dem Herzoge zu zeigen, daß man ernstlich mit ihm verfahren werde. Denn die förmliche Belagerung gieng erst im Jänner des folgenden Jahres vor sich.

Ehe dies geschah, wurde noch ein merkwürdiger Landtag zu Saalfeld am 4ten Jänner 1567 gehalten. Der Kaiser wollte nämlich Johann Friedrichs Unterthanen ihres

ihres Eides und ihrer Pflicht entlassen und sie mit dem ganzen Lande an den Herzog Johann Wilhelm weisen, wenn dieser sich anheischig machte, die ganzen Kriegskosten der Achtsvollstreckung zu zahlen. Das war nun freilich eine misliche Bedingung, denn wer konnte es wissen, wie lange der Krieg dauerte und welche ungeheure Summen indes aufwiefen? — dann hafteten auch Schulden auf Johann Friedrichs Landen und die Familie des geächteten Herzogs mußte doch auch künftig davon erhalten werden. *)

Dies alles nun mit seinen getreuen Ständen reiflich zu überlegen, schrieb Johann
Wil.

*) Doch versicherte er nachher im Lager vor Gotha, die Kosten der Achtsvollstreckung von dem Landesanteile zu vergüten, der ihm durch das Unglück seines Bruders zufallen werde — und verschrieb in einem Scheine die Ämter Wenda, Arnshaus, Ziegenrück und Sachsenburg, dem Kurfürsten als Pfand. Dieser schrieb ihm die Ämter Weimar, Jena, Rossla und Leuchtenburg als Gegenversicherung zu. Jene hießen seitdem die affekurirten und diese die gegenaffekurirten Ämter.

Wilhelm einen Landtag nach Saalfeld aus. Kaum hatte Johann Friedrich Nachricht davon erhalten, so sandte er ernstliche Ermahnungsschreiben an seine Landstände, in ihrer alten Treue zu verharren, und verlangte ihren Beistand, da man ihm, wie er sich ausdrückte, gern um das kleine Stücklein Brod, so ihm der liebe Gott noch übrig verliehen habe, auch noch folgendes bringen wollte. — Seinem lieben Vater wäre ohnehin das Kurfürstenthum, nebst seinen Erblanden wider Gott, Ehre und Recht abgedrungen worden. — Dabei klagte er denn abermals den Kurfürsten August, als den Urheber alles seines Unglücks, an. Das nämliche und noch mehrere bittere, aber ungegründete Vorwürfe, sagte er in einem Schreiben an seinen Bruder, worinn er diesen ziemlich hart, als den Genossen seiner Feinde, anlies. Kurz nachher bat er diesen um Gold und seine Rittmeister mit ihren Reutern. Aber er erhielt statt dessen die Ermahnung, lieber dem Kaiser zu gehorchen, als sich in dergleichen lose Handel einzulassen.

Jo.

Johann Friedrichs Schreiben an seine Stände wirkte indes doch auf einige Zeit — sie schwankten zwischen Treue gegen ihren Herrn und Gehorsam gegen den Kaiser. — Als aber Johann Wilhelm endlich selbst mit dem kaiserlichen Herold und zwei kurfürstlichen Gesandten nochmals aufs Rathhaus kam, und durch den Doktor Lindemann des Kaisers Befehl als rechtmäßig einschärfen lies — als der kaiserliche Herold Johann Friedrichs Unterthanen feierlich von Eid und Pflicht gegen ihren Herrn loszählte — da sahen sie freilich kein anderes Mittel vor sich, als Johann Wilhelmen zu huldigen. Ihrem vorigen Herrn berichteten sie, daß sie unmöglich in ihrem bisherigen Gehorsam beharren könnten, wenn sie sich nicht das größte Unglück zuziehen wollten. — So hatte denn nun Johann Friedrich, verlassen von dem größten Theil seiner Unterthanen, nichts mehr, als Gotha, zu seinem Schutz. Zwar lies er nochmals ein Aufgebot an alle seine adelichen Lehnleute ergehen, in völliger Rüstung mit ihren Reifigen und Knechten zu erscheinen, wenn sie ihre Güter nicht einbüßen wollten. Allein nicht mehr als zwan-

zwanzig stellten sich ein. Die übrigen fürchteten sich, dem Gedächeten beizustehen, und begaben sich in den Schutz Johann Wilhelms. Selbst Mandelsloh, der eifrige und treue Bundsgenosse Grumbachs und Johann Friedrichs, verschwand schon den 22. Dezember, da die Sache ernstlich zu werden anfieng. Unter dem Vorwande, einige abspänstig gemachte kursächsische Obersten und Rittmeister, die dem Herzoge Beistand versprochen hätten, herbei zu holen, wich er von dannen und lies sich nicht wieder sehen. In der Geschichte des Prinzenraubes (Th. I. S. 85.) machte ich Euch schon darauf aufmerksam, wie heilig Bösewichtern gemeiniglich ihre Eidschwüre sind. — Gerade so wie dort Wilhelm von Mosen und von Schönfels an Runzen handelten, handelte hier Mandelsloh an dem Herzoge und besonders an Grumbachen.

Die ganze Belagerungsarmee war indes noch nicht angerückt, und Gotha also auch nicht ganz enge eingeschlossen. Dies benutzte Johann Friedrich. Mit 60 Reutern und 200 Bürgern that er einen Ausfall in die nächsten Erfurtischen Dörfer,

raub

raubte Vorrath aller Art und legte für
 das gemeine Volk Magazine an. Da sei-
 ne Lehnsleute größtentheils nichts mehr
 mit ihm zu schaffen haben mochten, schickte
 er seine Hauptleute in die Städte und
 Dörfer, um Landvolk anzuwerben. Diese
 brachten auch bald 3000 Mann in die
 Stadt, welche in 8 Fahnen getheilt wur-
 den. Vier blieben zur Besetzung der Stadt
 und vier bezogen die Feste Grimmenstein.
 Außerdem errichtete der Herzog noch ein
 Regiment von zehn Fahnen Fußvolk und
 schickte sich förmlich dazu an, eine Belage-
 rung auszuhalten. Lebensmittel wurden
 in Menge in die Stadt geschafft, und wer
 ein guter Bürger seyn wollte, mußte Ge-
 traidevorräthe, Silberwerk, Baarschaft und
 Kleider abliefern. Grumbach und der Ober-
 ste von Brandenstein ordneten alles in
 der Stadt an, sprachen zu den Bürgern
 mit einer Zuversicht als wären sie schon
 so gewis Sieger, als sie jetzt Geächtete
 waren und ließen die Bürger und Land-
 leute auf zwei Monate den militärischen
 Eid schwören. Zugleich verbot man ihnen
 bei Leibesstrafe, weder Briefe aus der Fe-
 stung

stung zu schreiben, noch von den Belagern anzunehmen, und mit keinem der Feinde zu sprechen, wenn es auch selbst des Herzogs Bruder, Johann Wilhelm, wäre. — Endlich folgten Tröstungen einer stattlichen Hülfe, und eines baldigen Entsatzes, und für die, welche bei der Belagerung etwas einbüßen würden, Versprechen einer doppelten Entschädigung.

Zwar machte man hier und da finstere Gesichter, daß der Herzog das arme Gotha einer Belagerung aussetzen und nicht in offenem Felde streiten, oder noch besser, um Gnade stehen wollte; allein Johann Friedrich, Grumbach und der Kanzler Brück giengen mitten unter die misvergünstigten Bürger und erinnerten sie an ihre Pflicht, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, „denn — setzten sie alle hinzu — „der Kurfürst komme nicht des geächteten Grumbachs wegen — das sei nur sein Vorgehen — eigentlich wolle er ihnen ihre Religionsfreiheit rauben, die Landstände unterdrücken und sich des Herzogthums bemächtigen.“ —

Das

Das half — der gemeine Haufe glaubte diesen Vor Spiegelungen, da sie Religion und Vaterland galten, und legte nun selbst Hand an, die Stadt zu besetzen. Eben so viel wirkte vielleicht aber auch die Nähe der Gefahr, denn — die große Belagerungsarmee rückte mit starken Schritten näher.

Hinter einem Hügel bei Siebeleben ließ sich leicht ein Haufe von 2000 Reutern und 4 Fahnen Fußvolk sehen, — bald folgte auch die übrige Executionsarmee, welche aus 5540 Reutern und 12480 Fußknechten bestand, *) aus dem Ober- und Niedersächsischen, Fränkischen und Westphälischen Kreise zusammen gezogen war, und nun in den Gegenden von Goldbach, Warza und Hochheim ihr Lager aufschlug. Das war damals schon ein ansehnliches Heer, wenigstens gegen einen Gesächteteten, der nicht halb soviel entgegenstellen konnte. —

*) Dieses Heer soll durch den Zulauf freier Knechte bis auf 3000 Reuter und 40,000 Mann Fußvolk angewachsen seyn; aber das scheint wohl ein wenig übertrieben.

Mit der Belagerung giengs indes sehr schläfrig, weil sich die vereinigte Armee mehr aufs Plündern und Rauben legte, als ihre Pflichten erfüllte. Die armen Leute wurden übel mitgenommen, nichts blieb verschont, selbst Kirchen und Geistliche nicht, vor denen man doch, damals wenigstens, noch einmal so viel Ehrfurcht hatte, als jetzt. Unter diesem losen Gesindel zeichnete sich ein Obrister aus der Mark, Georg Nabel, ganz besonders aus.

Der Kurfürst bekam bald Nachricht davon. Unwillig über das Zögern und die Plackereien, machte er, gleich nach dem Landtage zu Saalfeld, mit Johann Wilhelm sich auf den Weg, langte den 2ten Jänner im Lager vor Gotha an, und forderte sogleich Stadt und Schloß zur Uebergabe auf. Allein es erfolgte abschlägliche Antwort.

Ich merke es Euch an, iunge Freunde, daß Ihr eine Frage auf dem Herzen traget, die ihr schon längst gern von mir beantwortet hättet. Ihr wundert Euch nämlich, wie ein bloßer Ritter, von seinen Gütern geizt, von dem Reiche geächtet und

und seines Vermögens beraubt, so viel Aufsehen im Reiche machen konnte — wie es kam, daß gegen ihn und seinen Schutzherrn, Johann Friedrich, einen kleinen Fürsten, fast das ganze teutsche Reich aufstehen mußte. Ihr meint, der Landfrieden, der dem Faustrechte und allen Befehdungen ein Ende machen sollte, sei ja seit sechzig Jahren schon bekannt gewesen.

Aber wisset; trotz des allgemeinen Landfriedens konnte der Adel doch immer noch nicht die, ihm so gefällige, Sitte vergessen, sich selbst mit dem Degen in der Faust Recht zu verschaffen und die Schlösser und Burgen seiner Feinde gewaffnet zu überfallen. Wollten auch der Kaiser und die Stände des Reichs einen solchen unruhigen Kopf zähmen, so machte dies tausend Schwierigkeiten, weil es noch keine grossen stehenden Heere gab, die den Augenblick ins Feld rücken konnten, ehe der Schnapphahn oder Sattelritter selbst Soldaten genug an sich zog. Und dies war ihm sehr leicht, weil es nie an freien Lanzenknechten fehlte, die jedem, der sie brauchte und gut bezahlte, zu Gebote standen. Es gab näm-

zich damals in Teutschland immer Ritter, die sich durch Tapferkeit auszeichneten, Soldaten auf ihre Unkosten anwarben, und nun damit bald diesem, bald jenem beistanden. Brauchte nun ein Fürst Hülfe, so nahm er einen solchen Kriegsobersten oder Rittmeister, wie man sie nannte, mit seinen Helfers Helfern auf einige Monate in Sold, und war die Fehde vorbei, so lies er sie wieder laufen. Diese, welche bloß von Kriegsdiensten lebten, lauerten nun natürlich auf neuen Erwerb und fielen iedem zu, der sie in Sold nahm. Ob sie Recht oder Unrecht verfochten — einen Böfewicht oder Braven vertheidigten — das galt ihnen gleich viel — sie schlugen wacker zu und liesen sich schlagen, wenn nur der Sold richtig fiel. —

Bei einer solchen Militärverfassung war es nun freilich für den Kaiser eben so schwer, Grumbachen und den Herzog zu bekriegen, als diesen leicht, sich zur Wehre zu stellen und nichts zu fürchten. —

So denke ich Eure Bedenklichkeiten gehoben zu haben und fahre nun in meiner Erzählung fort.

Den

Den 10ten Jänner wurde der Stadt die Leine, welche mitten durchgeht, abgeschnitten und ein großer Theil der Brunnen abgegraben. Weiter geschah noch nichts; vermuthlich, um dem Herzog immer noch Zeit zur Besinnung zu lassen — aber vergebens. So lange Grumbach ihm beständig zur Seite war und mit seiner gleichnerischen Zunge ihn überreden konnte, war an kein Nachgeben zu denken.

Den 15ten Jänner ließ der Kurfürst im Namen des Kaisers das Schloß Grimmenstein nebst Gotha nochmals auffordern und zwar durch ein offenes, gedrucktes Patent, von dem Kurfürsten und den beiden kaiserlichen Kommissarien, Eberstein und Karlowitz, eigenhändig unterschrieben. Aber auch dieses that weiter keine Wirkung, als daß es die Belagerten nur desto mehr anfeuerte, sich in den besten Vertheidigungsstand zu setzen.

Die Belagerer ließen nun die Festungsgräben mit Sandsäcken ausfüllen und man brauchte dazu, nach einer sichern Berechnung, neunzehn Millionen 9655 Säcke, welche die Bürger der meißnischen Lande liefern

fern mußten. *) Ueberall errichtete man Schanzen und Blockhäuser und zwar so nahe bei der Stadt und dem Schlosse, daß die Belagerer mit den Belagerten sprechen konnten.

Am 22sten Jänner hatten der Kurfürst und Herzog Johann Wilhelm in Langensalza sich nochmals feierlich das Versprechen gegeben, einander wechselseitig Hülfe zu leisten, wenn sie vielleicht einst von den Geächteten Uebels zu fürchten hätten. Den 25sten Jänner erschienen sie wieder im Lager vor Gotha, schlossen nun mit der ganzen Armee die Stadt enger als vorher ein, und ließen durch zwei Trompeter die Ritterschaft, die Befehlshaber, den Rath und die Bürger von Gotha schriftlich ermahnen, den Geächteten nicht weiter zu dienen, und den Belagerern schleunige Antwort deshalb zu ertheilen. Zu gleicher Zeit erschien auch in Gotha ein Auffoderungs-

*) Die Stadt Zwickau mußte 1500 Säcke schaffsen, welche 25 Zentner wogen und der damalige Amtschreiber Daniel Zorn brachte aus der dortigen Gegend 46176 Säcke ins Lager.

rungsschreiben ohne Datum und Unterschrift, welches besonders Grumbach betraf. In diesem wurde er ein alter Zauberer genannt, der keinen Gott glaube, mit dem Teufel Umgang habe, Gottes Wort für Land und Nährlein halte, und dem nur die angehören könnten, die ihr Verderben suchten.

Ein Wachtmeister auf dem Schlosse empfing das erstere Schreiben und übergab es dem Herzoge. Weiter gelangte es aber auch nicht. Der Rath, die Soldaten und die Bürgerschaft erfuhren nicht eine wahre Silbe davon, denn sonst möchten ihnen wohl endlich die Augen aufgegangen seyn über das Ungerechte einer Sache, für welche sie ihr Blut verspißen und ihre Habe hingeben wollten.

Der Kanzler Brück, ein Mann, der mit der Feder so gut umzuspringen wußte, wie Grumbach mit dem Degen, setzte eine Antwort auf, die freilich dem Abforderungsschreiben des Kurfürsten und Herzogs nicht entsprechen und vermuthlich alle die Vorspiegelungen vom neuen enthalten mochte, womit man bisher so schändlich das Volk

Volk getäuscht hatte. Diese Antwort las er in Grumbachs Zimmer, im Beiseyn des Herzogs, der Ritterschaft, den Hauptleuten und Räthen vor, und befahl, es zu unterschreiben und zu unterschiegeln. — Doch schickte er es nicht fort, wie man aus einem neuen Auf- und Abforderungsschreiben sehen konnte, welches die Belagerer den 2ten Februar in die Stadt sandten. Allein auch dieses half nichts mehr als die ersteren. Grumbach und der Kanzler Brück schmiedeten trozige Antworten im Namen des Rathes und der Ritterschaft und droheten jedem, der andere Gesinnungen zeigte, mit Hängen und Köpfen. —

Aber bald hätte sich das Blatt gewendet. Einige von den Schreibern Augusts und Johann Wilhelms kamen den armen Belagerten, vielleicht durch die List der Belagerer? in die Hände. — Nun sah man erst, woran man eigentlich war, daß nämlich nicht die Sache der Religion und des Vaterlandes, sondern das Schicksal des geachteten Grumbachs einzig und allein auf dem Spiele stehe, und daß es jeden, der für Johann Friedrich und Grumbach sech-

te,

te, Güter und Leben kosten könne. Dies erschreckte und erbitterte zugleich. — Man überreichte dem Herzoge Bittschriften deshalb — man drohte, die Waffen wegzuworfen. — Der Adel benachrichtigte den Herzog in einer eignen Schrift, daß er nicht gesonnen sei, die Sache eines Reichsächters zu verfechten. — Hans Weit von Dbernitz, Ruprecht Treusch, Heinrich von Erfa und Doktor Husan baten und ermahnten den Herzog nochmals schriftlich und mündlich. — Aber der verblendete Fürst war unerbittlich und ließ die Stadt nur desto hartnäckiger vertheidigen.

Bald darauf erhielten die Bürger auf neue etwas Licht über die misliche und ungerechte Sache ihres Herzogs. Die Belagerer ertappten nämlich einen einspännigen Knecht und zwei Knaben, davon der eine dem Ritter Mandelsloh, der andere einem Gothaischen Bürger gehörte. Mit Briefen, einigen seidnen Reuterkähnen und 4000 Goldklippen *) hatten sie heimlich sich durch
das

*) Drei- oder viereckige Münzen, welche man
ge:

das kurfürstliche Lager schleichen wollen. Sie wurden aber noch Zeit genug ihrer Würde entledigt. Briefe und Gold waren von Grumbachen für Ernst von Mandelsloh bestimmt. Erstere waren zwar in Zeichen geschrieben, allein man fand bald den Schlüssel dazu. Grumbach entdeckte ihm darinn den ganzen Vertheidigungsplan der Belagerten, nannte 24 Officiers, welche in des Herzogs Dienste standen, bat ihn, die abspänstig gemachten kuhrsächsischen Obersten und Rittmeister, die dem Herzoge ihre Dienste versprochen hatten, durch Hülfe der Goldklippen, mit ihren Neu-

gemeinlich nur in der größten Noth prägte. Die hier genannten Goldklippen waren mit dem sächsischen Wappen und der Umschrift: Herzog Hans Friedrich, geborner Kurfürst 1567. gestempelt. Ausser diesem lies der Herzog während der Belagerung auch Silberklippen von verschiedenem Gehalt, aber mit dem nämlichen Gepräge, schlagen. Ein deutlicher Beweis, welche Hoffnungen er nährte und wie wohl es ihm that, dem Kurfürsten zu trohen: Aber bald wurden jene Hoffnungen zertrümmert und dieser Troh schrecklich gedemüthigt.

Neutern bald herbeizuschaffen, und rühmte die Tapferkeit der Belagerten. Zwar dauere (so heißt's in dem einen Briefe) die Belagerung nun schon in die siebente Woche, ohne daß der gehofte Entsatz sich sehen lasse und der Geldmangel sei bisher groß gewesen, allein dies alles würde sich schon geben, wenn man nur erst den Feind in seinen feisten Schmalzgruben angreifen könne — dann wolle man die Beute nicht mit Löffeln, sondern mit Scheffeln, und die güldnen Stücke der Feinde nicht nach Ellen, sondern nach langen Spiesen messen. *) Uebrigens sei dem Geldmangel in Gotha auch schon abgeholfen. Johann Friedrich habe, auffer den beigelegten Goldklippen, schon wieder 6000 Kronen in Kasse, die Protestanten und der Adel in Frankreich hätten auch 6000 Kronen gesendet und wollten auch noch 4000 senden. Vor den thüringischen Sandsäcken sollten sie sich ia nicht

*) Damals ein gewöhnlicher Ausdruck, wenn man die Soldaten auf große Beute vertröstete (s. B. I. 135.)

nicht fürchten, denn sobald die Feinde sich nur sehen ließen, würden sie auch so derb begrüßt, daß die Bauern die Stiefeln mit den abgeschossnen Schenkeln im Felde sammelten, und die Hunde sich mit Menschenköpfen trügen. —

In dem zweiten Briefe stößt Grumbach harte Worte gegen den Kaiser aus, und meint unter andern: wenn auch der Herzog sich mit dem Kaiser ausöhnen wollte; so würde dies nichts mehr heißen, als; sich in dessen Hände ergeben — und dann würde man ihn wohl auf die ungarische Grenze in ein Vogelhaus setzen, wo er zeitlebens nach dem Willen des Hauses Oesterreich pfeifen müßte — und mit der jungen Herrschaft werde man gewiß auch umgehen, daß es Gott erbarmen möchte. —

Die beiden Knaben wurden nebst dem Knechte in engen Gewahrsam gebracht. Der letztere entschlüpfte aber doch seiner Wache, und berichtete alles dem Herzoge. Das öffnete nun freilich den Bürgern die Augen nicht, denn Grumbach fand gewiß Mittel,
den

den Knecht zum Schweigen zu bringen. Aber desto mehr wirkte der Brief eines Edlen von Wangenheim, der durch eine erkaufte Frauensperson die Grumbach'schen Briefe mit kräftigen und erläuternden Anmerkungen an einen Wilhelm von Uetterodt in Gotha sandte. Dieser gab sie dem Abel und Rathe zu lesen — und bald wußte ganz Gotha, daß Grumbach der Friedensstörer sei. Wie tröstlich diese Ueberzeugung seyn mußte? kann man denken.

Grumbach und sein Gesindel erhielten unter der Hand den freundschaftlichen Rath, sich aus dem Staube zu machen, ehe man ihnen vielleicht den Garaus spiele. Allein das hieß tauben Ohren predigen.

Indes wären von verschiedenen Reichsfürsten Abgeordnete im Lager erschienen, die ganze Sache gütlich beizulegen. Der Stadtrath hatte kaum Kunde davon eingezogen, so setzte er auch gleich ein Schreiben auf, Unterhandlungen zu pflegen. Doch suchte er erst den Kanzler Brück zu gewinnen, und lies ihm dies Schreiben durch zwei Rathskämmerer zur Durchsicht überreichen. — Da kam

kam er aber mit seinem Vertrauen gerade an den rechten Mann. „Die Birn, wozu nach die Stadt Gotha trachtet, blühen erst, wenn sie reif seyn werden, kommt wieder —“ so sprach der Kanzler in einem hochfahrenden Tone, und entließ die beiden Kämmerer ziemlich ungnädig.

Der Herzog, dem Brück die Schrift mittheilte, wurde ebenfalls nicht wenig aufgebracht, verwies dem Stadtrathe, den er auf sein Schloß versammelt hatte, ienen Plan in harten Ausdrücken, und befahl ihm, 1400 Malter Hafer aufs Schloß zu liefern — Ein schöner Trost für Männer, denen das Wohl der Bürger am Herzen lag.

Noch schwiegen die Bürger und Kriegsknechte, und thaten, nach wie vor, ihre Schuldigkeit in Vertheidigung der Stadt — aber heimlich glühte das Feuer des Mißvergnügens nur desto stärker, und die Gelegenheit zum Ausbruche fand sich bald.

Der Zufall thut bei Abergläubischen, wie Johann Friedrich war, oft mehr als Vernunftgründe und Ermahnungen. Diesmal nicht. — Am 5ten Februar schoß man in der Morgendämmerung aus Gotha ins Lager

ger nach Sundhausen zu. Unter andert machte man ein besonders lebhaftes Feuer aus der Breme, *) einer Kanone, welche 50 bis 60 Pfund schoß. Diese sprang. Von einigen Dreißigen, die ihr nahe standen, wurde nicht einer versehrt — aber die Fenster in Grumbachs und des Herzogs Zimmer zerprasselten in tausend Stücke — das nahm der gemeine Mann für eine traurige Vorbedeutung. Der Herzog aber, der sich bisher in Rücksicht des Uberglaubens nicht viel über den gemeinen Mann erhoben hatte, blieb dabei unerschüttert. — Grumbachs Vorspiegelungen waren nun einmal die Felsen, welche seinen Muth nicht wanken ließen.

Die Belagerer warfen indes immer näher bei der Stadt Schanzen auf und trieben Laufgräben — die Belagerten waren auch nicht müßig, und thaten dann und wann Ausfälle, aber ohne sonderlichen Erfolg. Fieng der Muth der Bürger und Soldaten
an

*) Kurfürst Johann Friedrich der Grosmüthige hatte sie einst von der Stadt Bremen zum Geschenk erhalten, daher der Name der Kanone.

an zu wanken, so wußten ihn der Herzog und Grumbach durch Hofnung eines Entsatzes immer wieder zu stärken. Aber bald fiel er ihnen aufs neue.

Einen großen Kriegshaufen sah man vom Schlosse aus der Stadt näher ziehen — das ist der Entsatz, dachte ieder mit Frohlocken. Aber leider erfuhr man, daß der Herzog Adolf von Holstein mit einer großen Schaar von Reutern und Fußknechten im Lager angekommen sei. — Dies betrückte die Belagerten — folgender Vorfall erbitterte sie:

Schon den 24. März ward Lerm im feindlichen Lager geschlagen, und man vermutete nichts gewisser, als einen allgemeinen Sturm. Johann Friedrich eilte selbst auf die Wälle. Es war aber nur blinder Lerm gewesen. Indes hatte dies die Belagerten doch aufmerkamer gemacht. Den 29sten Abends gieng auf einmal die Sage, der Feind wolle aus dem Blockhause bei der Leinmühle einen unterirdischen Gang nach dem Schlosse führen. Dies zu erkunden, befehligte Hieronymus Brandenstein den Bürger Hans Hofmann mit 200 Fußknecht.

knechten, auf Sturmleitern heimlich aus dem Schloßgraben zu steigen, und dann hinter der äußern Brustwehr so lange sich zu verstecken, bis 500 Hackenschützen nachkämen, mit welchen das Blockhaus überrumpelt werden könnte. Hans Hofmann that mehr, als er sollte und eroberte das Blockhaus, ohne die versprochene Hülfe abzuwarten. Die Hackenschützen wurden so tapfer angegriffen, daß sie sich nach dem Schlosse zurückziehen mußten. — Hans Hofmann war nun ohne Hülfe in dem Blockhause allein, wo man ihn denn bald umzingelte und mit seiner tapfern Schaar über die Klinge springen ließ.

Dem Obersten Brandenstein sagte man es nun derb ins Gesicht, daß er die Unglücklichen nicht nach Pflicht und Gewissen unterstützt habe und auch der Herzog ließ ihn hart deshalb an. „Solche Kriegskleute kann man viele bei Molken und Buttermilch groß ziehen“ entgegnete er trotzig und zog sich dadurch den Haß aller Soldaten zu. — Brandenstein gehörte mit zu dem Grumbach'schen Anhang.

ge. Diesen schmähten, schimpften und verfluchten nun die Soldaten öffentlich.

Von allen Seiten begann jetzt, das lange verhaltne Feuer des Unwillens sich seinem Ausbruche zu nähern. Funfzehn Wochen hatte nun die Belagerung gedauert. Der verheißene Entsaß blieb aus — die Kundschafter, welche man fortgeschickte, wurden von den Feinden weggekapert — Traurige Ausichten. Kurfürst August hatte von seinem Hauptquartier Goldbach aus eine Schrift drucken und vertheilen lassen, in welcher er Grumbachen ganz und gar die Larve abzog. — Einige Exemplare davon giengen in Gotha von Hand zu Hand und empörten die Gemüther aller, die sie lasen *) — die Belagerer riefen aus den
Schan

*) In einem Gedichte der damaligen Zeit, die Nactigall genannt, wird die Grumbachische Parthei auf alle Art in Schutz genommen und alles auf den Haß Augusts gegen Johann Friedrichen geschoben. Nach diesem Gedichte brauchte August lauter verrätherische Mittel, um Gotha zur Uebergabe zu zwingen. So soll er z. B. die Landleute und Soldaten durch Wein benebelt und den
Rüß-

Schanzen den Belagerten immer zu. „Ihr Thoren! was nehmt ihr Euch der bösen Sache der Gedächten an? — gebet uns Grumbachen und seine Anhänger heraus, so wollen wir wieder abziehen.“ — Der Mangel fieng auch allmählich an, sich mit allen seinen

H 2

Schref-

Rüstmeister durch Geld bestochen haben, daß er den Kanonenschüssen nicht Kraft genug gab, dem Lager zu schaden. Auch die eben erwähnte Schrift wird mit zu den verrätherischen Mitteln Augusts gezählt. Mit welchem Recht die Nachtigall dem Kurfürsten diese und ähnliche Vorwürfe macht, läßt sich nicht genau entscheiden, so lange die wichtigsten Archive Deutschlands noch die wichtigsten Documente zu gänzlicher Enthüllung der Grumbachischen Handel verschlossen halten. So viel ist aber wahr, daß man damals diese Nachtigall nicht gern mochte schlagen hören; denn sie wurde zu Leipzig öffentlich verbrannt und dem Magistrat zu Frankfurt von dem Kaiser streng anbefohlen, alle daselbst gedruckten und verkauften Exemplare wieder an sich zu kaufen, und nach Wien zu schicken, den Verfasser aber todt oder lebend zu überliefern.

Schrecken einzustellen — kaum auf drei Wochen war noch Mundvorrath da — einige Kornhäuser und viele Scheuern hatte Grumbach schon abtragen lassen, um das Schloß desto besser vertheidigen zu können — ja man wollte sogar wissen, daß es sein Plan sei, es außs äuserste kommen zu lassen, und endlich die Stadt in Brand zu stecken — die Belagerer thürmten ihre Schanzen so hoch, daß sie über die Stadtwälle emporragten — dies alles entwickelte denn immer mehr das Ende des großen Trauerspiels, das ein hartnäckiger, verblendeter Herzog seinem Volke, einem geächtesten Ritter zu Gefallen, geben wollte.

Ueberall murrte man laut, und dies Murren drang auch in die Ohren des Herzogs. Grumbach, den die vielen Strapazen außs Siechbette geworfen hatten, konnte nicht mehr so thätig trösten — da ward dem Herzoge Angst und Bange. — Sein Kanzler gab in Eil den Rath, die Bürger und Soldaten außs neue den Eid der Treue schwören zu lassen — dies würde ihnen neues Feuer und neuen Muth geben; das Kriegsvolk wäre ohnedem nur
auf

auf zwei Monate angenommen und hätte schon längst auf's neue schwören sollen, da die Belagerung nun schon in den vierten Monat dauerte.

So hartnäckig erst Johann Friedrich sich zeigte, so weichmüthig ward er jetzt. Des Kanzlers Rath wurde befolgt, und dies war die Loosung zur völligen Rebellion.

Den 3ten April entbot Johann Friedrich den Adel auf sein Schloß, nahm ieden Ritter besonders in sein Gemach, wo Grumbach sich eben befand, suchte iedem den Eid der Treue abzulocken; und ließ ieden besonders durch eine andere Thüre heraus, damit man sich nicht gegen ihn bereden könne. Allein, alle weigerten sich standhaft, so lange sie noch die Sache eines Aechters verfechten sollten. Johann Friedrich, nicht wenig darüber entrüstet, sagte ihnen unverhohlen: „Er merke wohl, daß man ihn eben so, wie seinen Vater verrathen wolle — Grumbachen aber werde er nicht verlassen und wenn es sein Leben kosten solle.“ —

Da der Adel geradezu dem Herzoge seine Dienste versagte, so ließ sich von den Soldaten, die ohnedem schon schwierig waren,

ren,

ren, nichts besseres erwarten. Nun war guter Rath theuer. Menschen, welche sich es einmal vorgenommen haben, eine böse Sache gleich einer guten zu vertheidigen, setzen gewis das Aeuferste daran, ehe sie sich aufs Bitten legen und zugeben daß sie unrecht handelten. So auch hier. Zum letztenmale wollte man es noch versuchen, die Soldaten zu dem neuen Eide zu bewegen, und — mißlang dies, so stand der allgemeine Wille des Grumbachischen Anhanges fest: allen Vorrath, und die beste Mannschaft aus der Stadt in das Schloß zu ziehen — alles Volk fortzuziagen und die Stadt an vier Enden anzuzünden. Ein allerliebster Entschluß — wir wollen sehen, ob sich das Volk fortziagen und seine Häuser anzünden läßt. —

Ehe man es sich versah, wirbelte auf dem Schlosse und in der Stadt die Trommel, zum Zeichen, daß ieder Hauptmann mit seiner Fahne sich stellen sollte. Das geschah am Morgen des 4ten Aprils. — Viel Gutes lies sich nicht erwarten, darum wählte man den Weg der Vertraulichkeit, der bei den gemeinen Soldaten oft so mächtig wirkt — Brüder! — redete
der

der Obristleutnant Balthasar Beyer die Krieger an, indem er in ihre Mitte trat — und versuchte alles, sie durch die Künste der Beredsamkeit zum neuen Eide zu bereden. „Der Herzog wisse es, so schloß er endlich, daß Empörung in ihren Herzen glimme — er werde sie aber besänftigen, wenn sie die Ursache der Unzufriedenheit ihren Rittmeistern, und diese wieder ihren Hauptleuten mittheilten.“

Die versammelten Landsknechte aber murrten, und gaben durch einen Ausschus ihre Gesinnungen zu erkennen, die immer wieder darauf hinausliefen, daß sie es müde wären, Geächteter wegen, Leib und Leben, Haab und Gut aufs Spiel zu setzen. — Das liebe Wort Gottes und die Sache ihres gnädigen Herzogs, wäre es nicht, welche sie verfechten müßten — übrigens habe man zeither immer sehr unbillig an ihnen gehandelt — den ganzen Winter durch hätten sie fast erfrieren müssen — die Belohnung falle nicht richtig — halb satt bekämen sie nur zu essen, und doch müßten sie Tag und Nacht arbeiten, und sich von den Feinde noch überdies Grumbachi

bachische Zauberer, Teufelsbanner, Straßenträuber, Schelme und Diebe schelten lassen. — „Als wollen wir,“ so endigte sich ihre Rede, „durchaus Grumbachen heraus haben und die ganze Gesellschaft — will man uns nun selbige in der Güte geben, wohl gut — wo aber nicht, so wollen wir sie suchen, wo selbige anzutreffen, und hernach unserm Herrn Leib, Gut, Ehre und Blut aufsetzen — dieses möget Ihr, Herr Obristlieutenant! dem Herzoge hinterbringen.“

Das war nun freilich eine Antwort, die iener vertraulichen Auredede ganz und gar nicht entsprach. — In dernämlichen Stunde versuchte auch Brandenstein sein Heil bei der Schloßbesatzung. — Ein Theil der Soldaten, entweder in der Stadt oder auf dem Schlosse werde sich doch überreden lassen, hoffte man, und war dies, so gab der andere gewis auch nach. — Aber diesmal schloß man fehl. — Beide hatten nur einen Sinn, und der sprach schlechterdings weder für Grumbachen noch für den neuen Eid. Vier Fahnen lagen im Schlosse, und diese suchte Brandenstein
im

im Zwinger zu überreden. — Allein man forderte Unterhandlung, nach Kriegsgebrauch. Brandenstein lies also die Soldaten in den Schloshof marschiren und einen Kreis schliessen, in welchem der Herzog selbst zu Pferde erschien, und noch auf zwei Monate den Eid der Treue verlangte, mit dem Versprechen, daß es künftig weder an Eßnung, noch Brod fehlen solle.

Die Antwort fiel nicht günstiger, als die der Stadtbesatzung; ja sie beschwerten sich sogar auch darüber, daß man ihnen bisher alle Unterhandlungen verheimlicht habe: doch baten sie noch um die Erlaubnis, bevor sie aus einander giengen, durch einen Ausschus ihre Brüder in der Stadt um ihre Meinung befragen zu dürfen. Das war nun freilich dem Heroge, der Jener Meinung schon längst wußte, nichts weniger als angenehm. In der Angst schickte er dem Ausschusse drei Abgeordnete nach, David Baumgärtner, Levin Geuse, und Apoll von Benden, genannt Dittmars. Diese sollten dem Rathe und den Hauptleuten den Befehl bringen, dem Aufruhr zu steuern. Aber das war nun zu spät.

So

Johann Friedrich, der Trogige, legte sich nun aufs Bitten, und verlangte nur noch einen halben Tag, nur zwei Stunden, ja endlich gar nur noch eine Stunde Bedenkzeit. Aber die Soldaten waren taub, wie Steine, und beharrten bei ihrem Entschlusse.

Da lief Brandenstein wieder einmal ganz zur Nothzeit die Gasse über. — Mit harten Flüchen fuhr er die Soldaten an, sagte, sie sollten wieder in den Zwinger zurückmarschiren, dort wolle er sie, wie Schelme, mit Schwefel und Pech verbrennen lassen. — „Das soll dir wohl der Teufel verbieten“ — schrieen die erbitterten Krieger, denen die Molken und Buttermilch wieder einfallen mochten, womit Brandenstein Soldaten, wie Hans Hofmanns Schaar (Th. II. S. 113.) aufzuehen wollte. Einer hegte nun den andern auf, ieder griff nach dem Ersten Besten, was ihm in die Hände kam, und so wurde denn in kurzem die Zwingertür mit Säfern und andern dergleichen Materialien verammelt. Nun wählte man Deputirte, welche die Stadtbefatzung um ihr Gutachten befragen sollten. Aber das Schloßthor war zu, und der Thorwärter wollte den Schlüssel

sel nicht hergeben. Da stürzte die ganze Schaar auf ihn los, nahm ihm den Schlüssel mit Gewalt ab, besetzte das Thor, und schickte die gewählten Deputirten in die Stadt. Die Antwort war: „daß Stadt- und Schloßbesatzung eines Herzens und eines Sinnes sei.“

Nun ward die Verwirrung und der Aufruhr allgemein. Bürger und Bauern nahmen daran den lebhaftesten Antheil. Die Soldaten im Schlosse schriehen denen in der Stadt zu, daß sie ihnen Hülfe senden möchten, Grumbachen zu fangen. Alles iagte so gleich nach dem Schlosse, nach den Wällen und Wachen. Der Hauptsturm wälzte sich ins Schloß nach Grumbachs Gemach, und verlangte diesen ausgeliefert; wo nicht, so würde man alles in Stücken hauen, und nicht eher aufhören, als bis man ihn gefunden hätte. —

Der Herzog erschien verwirrt und bestürzt. — Er, der Harte, an dem die Bitten und Drohungen seiner Unterthanen abglitten, wie Schlossen von den Dächern — bat nun demüthig um vierzehn Tage Bedenkzeit. — „Grumbach ist die Braut,
um

um die jetzt getanzt wird, dieser muß heraus —“ war die Antwort. — „Nur eine Frist von acht Tagen“ heischte der geängstigte Johann Friedrich — umsonst — nur einen Tag, nur eine Stunde — nur eine halbe Stunde — nur so lange, bis er die Malzeit genossen haben werde, erbittet er sich — aber ein tausendfaches, die Luft durchschmetterndes, Nein — keinen Tag — keine Stunde Bedenkzeit — sagte ihm, daß die Geduld der Seinigen nunmehr ein Ende habe.

Das war nun freilich nicht die Stimme treuer Unterthanen; — aber wer vermag dem Volke Zügel anzulegen, wenn es einmal erbittert ist und eine gerechte Sache für sich zu haben glaubt. — Hätte Johann Friedrich den Ermahnungen seiner wenigen treuen Ráthe, Obernitz, Treusch, Erfa und Husan beizeiten gefolgt, so dürfte er jetzt nicht so tief sich gedemüthigt sehen.

Auch Brandenstein, der erst so spöttisch von Buttermilch und Wolken, und dann so hitzig von Pech und Schwefel gesprochen hatte — auch dieser Brandenstein zog nun
ge.

gelindere Saiten auf. Gelassen, und mit dem Tone der Güte, rebete er den Erbitterten zu, „sie sollten sich doch nur besänftigen lassen, und ihrem gnädigen Herrn den schulbigen Gehorsam erweisen.“ — Aber jetzt war von Gehorsam des Volks nicht mehr die Rede — nun mußten die Befehlenden gehorchen. —

„Du willst uns im Zwinger verbrennen — Komm her! komm her! du bist auch der losen Schelme einer — so führen sie Brandsteine an und nahmen ihn beim Kopfe. Ich bin kein Richter, sondern ein fürstlicher Diener und Kriegsoberster — sagte dieser zu seinen handfesten Begleitern — aber das half alles nichts. Traurig schied er von seinem Herzoge mit den Worten: „Wenn Ew. Fürstl. Gnaden vor zehn Tagen gefolgt hätten, dürften Sie diese Beschimpfung gegenwärtig nicht leiden.“ Hundert Hackenschützen schleppten ihn fort, ließen unterwegs durch Rippenstöße mit dem Gewehre ihren Groll an ihm aus und setzten ihn auf dem Rathhause, unter einer starken Wache, fest.

Der

Den Hackenschützen, welche nach dem Schlosse zurückkehrten, fiel von ungefähr Hänsel Tausendschön in die Hände. Auch diesem gieng es nicht besser als Brandensteinen. Die erbitterten Krieger schleppeten ihn nach dem Pfortenthurme, und versetzten ihm tüchtige Flintenstöße mit den Worten: Bist du der Weissager, so sage wer dich letzt geschlagen hat — Hänsel aber antwortete nichts und wenn er gefragt wurde, wo sein Herr, der Bösewicht stecke? stellte er sich, als kenne er ihn gar nicht.

Indes dauerte der Lärm im Schlosse noch immer mit aller Hize fort, obgleich der Herzog selbst an der Thüre seines Zimmers stand und die Aufrührer um Zögerung bat — Allein daran war nicht mehr zu denken. Das erbitterte Volk sah in dem Herzoge nicht mehr seinen Herrn, sondern nur seinen Verräther, der es unglücklich machen, seinem Starrsinn und der ungerechten Sache einiger Bösewichter, hatte aufopfern wollen. Empörte Wellen sind nicht gleich geebnet und empörte Krieger nicht gleich besänftigt. Der Sturm dauerte fort.

Indes

Indes schlichen sich einige durch eine geheime Wendeltreppe beim Keller in des Herzogs Zimmer, erbrachen seine Schreibstube und fanden da — den Kanzler Brück. „Heraus mit ihm!“ hieß es — Brück, in der Meinung, daß man ihn für Grumbachen halte, sagte, „daß er nicht Grumbach, auch kein Geächteter, sondern der Kanzler sei.“ Aber das rettete ihn nicht — heraus, auch Dich wollen wir haben — erschallte es vom neuen — Noch hatte Brück nicht Lust, den Soldaten zu folgen. Allein ein kleiner Bauernkerl von den acht Landfahnen, gab ihm mit seiner Büchse einen tüchtigen Stos in die Seite und nöthigte ihn mit den Worten: Nur fort Kanzler — nur fort, der Herzog Hans Wilhelm wird es dir schon sagen, was Du gethan hast — ziemlich derb zum Fortgehen. Man schleppete ihn aufs Rathhaus, wo er dem Obersten von Brandenstein Gesellschaft leistete.

Die Zimmer wurden indes sorgfältig durchsucht, in der Hoffnung, Grumbachen zu finden. Endlich gelangte man auch in Johann Friedrichs Schlafgemach. Einige Hof-

Hoffrauen verriethen hier, daß Grumbach in dem Zimmer der jungen Herrn in einem Schiebebette liege. Man eilte hin, und fand da den alten, vierundsechzigjährigen Mann krank unter drei Betten versteckt. So matt er auch war, mußte er sich doch bequemen, auf einige zusammengehaltene Piken reitend sich zu setzen. — So schleptem an ihn denn, wie die Ratten ihren König in aller Dignität und Herrlichkeit (wie ein Geschichtschreiber sich ausdrückt) vom Schlosse in die Stadt, und schrie in einem fort dazu: Hier bringen wir die Braut, um die getanzt wird. —

Schwäche des Alters und der Krankheit, Kummer über einen solchen Ausgang seiner kühnen Entwürfe, und vielleicht traurige Ahnungen der Zukunft mochten seinen Körper und seine Seele, während dieses abentheuerlichen Rittes, wohl nicht wenig angreifen — Todtenblässe überzog sein Gesicht, und die Träger glaubten nichts gewisser, als daß er Gift genommen habe, „D! tragt den Schelm zum Doktor, er hat Gift gefressen, und will ihm

ihm selbst den Tod anthun — so schrien sie nun auf ihn zu, und wollten ihn zum Doktor Paul Luther *) schlep-
pen. Allein dieser fürchtete einen Auflauf
des Volks, daß ohnedem schon zahlreich
genug den gefangnen Ritter begleitete, und
lies ihn deshalb auch auß Rathhaus
bringen.

Nun sah es vollends mislich um Grum-
bachs Freunde aus. Ihr Haupt war ge-
fangen — ihr Loos also leicht zu errathen.
Beyer, Wilhelm von Stein, Jobst
von Zettwitz, Michael Feistel und
Moriz, Grumbachs Schreiber — diese al-
le und noch mehrere fielen den Erbitterten
in die Hände. Beyer, welcher hinkte, nahm
während des Lärms mit Grumbach, seine
Krücke und schleppte sich damit auß Schloß,
die Landsknechte zu besänftigen. Als er
aber die Wendeltreppe hinantroch, schrie
man ihm entgegen: Siehe da auch der
Schelmen einer — und den Augenblick
ward

*) Der Sohn des Reformators, damals Selbst-
arzt Johann Friedrichs.

ward er in Schellen gelegt und fortgeführt. Wilhelm von Stein steckte in dem Gewehrshranke des Herzogs, und kam selbst herausgekrochen, mit den Worten: ich sehe wohl, daß es um meinen alten Kragen zu thun ist. —

Früh um acht Uhr hatte das große Trauerspiel seinen Anfang genommen — längst bedeckte schon Finsternis die Straßen von Gotha, und noch war es nicht geendigt — ja hätten jetzt Hunger und Durst die Spielenden nicht erinnert, ihre Rollen für diesmal zu schliessen, wer weiß, ob der Vorhang sobald gefallen wäre. —

Nach den Regeln des Trauerspiels muß die letzte Szene, die erschütterndste seyn, wenn das Ganze seinen Zweck nicht verfehlen soll. So auch hier. —

Krieger und Bürger, welche die Waffen, für ihren Herzog geschmiedet, jetzt gegen ihn trugen — ein Fürst, verblindet von glänzenden Aussichten — pochend auf seinen Starrsinn — umgeben von Männern, für welche sein Wille Befehl war — und jetzt — verlassen von seinen Unterthanen — gedemüthiget von den gemeinsten Soldaten

ten — beraubt aller der Hoffnungen, die ihm so lange und so schön schmeichelten — bittend, wo er einst befahl — durch Volkswuth beraubt der Männer, die ihm eine so schöne Zukunft gefabelt hatten, und ihm eben deswegen so nahe am Herzen lagen. — Dies alles hatte schon den ganzen Tag über so manche erschütternde Scene gegeben — der Herzog spielte in allen die Hauptrolle — die letzte war die angreifendste — diese mußte ihm durch Mark und Bein gehen.

Im Schloshofe versammelte er seine abtrünnigen Krieger in einen Kreis. Einen mächtigen Knebelspieß in der Hand, trat er in ihre Mitte, gedemüthigt, und mit Blicken, in denen man fehlgeschlagene Hoffnungen lesen konnte. „Nun,“ sagte er endlich, da alles horchend um ihn her stand, „nun würden sie ihr Muthlein wohl gefühlt haben — Wenn er, als ihr Herzog, noch etwas über sie vermöge, so bitte er sie, ihm seinen Kanzler Brück, Hans Bayern, und Wilhelmen von Stein zurückzugeben.“ —

Ein wildes Nein, mit nichten, durchhallte den nächtlichen Schloßhof. —

„Nun so will ich Euch wenigstens nochmals an Eure Pflicht erinnern, Euch vermahren und bitten, daß Ihr mir beistehen möget, auch Leib und Leben bei mir lassen wollet. Wer unter Euch dieses zu thun gedenket, der versichere mich dessen mit Aufreckung zweier Finger.“

Aber nur einige Finger erhoben sich über die Köpfe der versammelten Krieger — und der Herzog schied traurig von ihnen in sein Gemach. —

Gotha kapitulirt — Johann Friedrich wird und bleibt ein Gefangner des Kaisers,

Jetzt hatte Johann Friedrich fast nichts mehr als den Titel eines Herzogs — die Kraft seines Amtes war in den Händen seiner Unterthanen, welche die Schloß- und Stadthorschlüssel zu sich nahmen, die
Wa.

Wachen besetzten, wie es ihnen gefiel, und die Gefangenen auf dem Rathhause in Ketten legten.

Hart war das Schicksal dieser Beschwichter, und es ward noch härter — aber sie verdienten es auch. Denkt einmal, welchen blutdürstigen Plan, sie entworfen hatten! — In der nämlichen Stunde, wo sie aufs Rathhaus geschleppt wurden, wo man dem Herzoge alle Macht nahm — in der nämlichen sollten sechzig von dem Hofstaate des Herzogs unter den Händen des Scharfrichters bluten — so weit hatten es Grumbach, Brück und Stein beim Herzoge gebracht. — Schon lauerte der Scharfrichter in einem Gemache des Schlosses auf die unschuldigen Opfer — schon hatte man die Gräber für ihre Leichname bereitet — eben wollte man mit dem Hofmarschall Kaspar von Göttfert, Hans Veit von Dbernitz, Doktor Johann Hoffart, Ruprecht Treusche, Balthasar Beyer und Fritz Közlein den Anfang machen — da brach die Rebellion aus und rettete die Unglücklichen. Unter den Brieffschaften des
Kanz-

Kanzlers Brück fand man das ganze Blutregister.

Der Rath und die Bürgerschaft wollten nun sogleich alles ins Lager an den Herzog Johann Wilhelm berichten, und schon war der Bote mit einem Schreiben abgefertigt. Allein das Militär und der Adel hatten ihre Einwilligung noch nicht gegeben — der Hauptmann am Stadthore ließ den Boten nicht hinaus, und so verschob sich denn der Bericht bis zum folgenden Tage den 5ten April. Da wurden im Namen des Adels, des Militärs und der Bürgerschaft, der Kurfürst, der Herzog Johann Wilhelm und die kaiserlichen Kommissarien schriftlich von allem unterrichtet, um einen vierzehntägigen Waffenstillstand, und eine mündliche Unterredung gebeten.

Dem Herzoge gab man das Schreiben zur Durchsicht, nicht zur Bestätigung — Denn ob er gleich freiwillig sein Ja dazu gab, so würde man doch nicht weiter darauf gewartet haben, wenn er es auch verweigert hätte.

Er

Er selbst fertigte an die kaiserlichen Kommissarien eine offene Urkunde aus, in welcher er ebenfalls um einen vierzehntägigen Waffenstillstand bat, damit er indes seine Verwandten in der Pfalz, Jülich und Hessen um Rath in seiner traurigen Lage befragen könnte.

Der Adel, das Militär und die Bürgerschaft bekamen den 6ten April aus dem Lager die Nachricht, daß der Kurfürst und Herzog Johann Wilhelm in Kassel dem Leichenbegängnisse des Landgrafen Philipps beiwohnten — daß man aber das Benehmen der Belagerten billige, und die Feindseligkeiten vor der Hand einstellen wolle, um Friedensunterhandlungen pflegen zu können. Uebrigens sollten sie auf die Gefangnen ein wachsames Auge haben, damit ja keiner der Strafe entwische. Diese Erinnerung kam aber zu spät. Jobst von Jettwitz, Michel Feistel und Moriz, Grumbachs Schreiber, entflohen in der Nacht vom 5ten zum 6ten April durch das hintere Schloßthor.

Johann Friedrich erhielt auf seinen offenen Brief an die kaiserlichen Kommissarien

rien eine abschlägliche Antwort, — denn — er hatte sich als geborner Kurfürst unterschrieben. — Das war nun freilich ein Stolz und Trotz zur Unzeit, den er in seiner traurigen Lage wohl hätte können bleiben lassen.

Am 9ten April traf der Kurfürst, und am 10ten der Herzog Johann Wilhelm wieder im Lager ein. — Man schickte sogleich Schreiben des nämlichen Inhalts, wie das erste ins Lager, und erhielt die Antwort, daß die Unterhandlungen den 12. April Mittags, um ein Uhr an einem bestimmten Orte im Felde ihren Anfang nehmen könnten.

Die Punkte, über welche man mit den Belagerern unterhandeln wollte, wurden nun aufgesetzt, und dem Herzoge vorgelesen. Seinem harten Kopfe entsprachen sie freilich nicht, und er hatte dies und das dabei zu erinnern. Allein die Nothwendigkeit wiederlegte alles — er mußte sich fügen, mochte es ihm auch noch so sauer angehen, denn er hatte es versäumt, zu einer Zeit sich zu fügen, wo er es noch mit Ehren thun konnte. Jetzt bat er nur
we.

wenigstens einige bedenkliche Worte zu ändern, und die kaiserlichen Kommissarien nochmals um einen vierzehntägigen Waffenstillstand zu ersuchen.

Der zwölfte April war nun da. Wie Grumbach und seinem Anhang an diesem merkwürdigen Tage ums Herz seyn mochte — kann man sich denken. — Jetzt war nicht mehr von Troß, aber desto mehr von Demuth, Unterwerfung und Strafe die Rede.

Hans Beit von Obernitz, Ruprecht Treusch, Heinrich von Erfa, Friedrich von Wangenheim zum Winterstein, Friedrich Bissthum zu Apolda, Burghard Hund und Barthold von Erfurth, als Deputirte des Adels — der Oberstlieutenant Balthasar Beyer, und der Hauptmann Hans Werner im Namen des Militärs — die drei Bürgermeister Joachim Goldstein, Paul Bleicherord, und Johann Dunkel als Stellvertreter des Rathes — von der Gemeine Hieronymus Pappe, zwei gemeine Soldaten, und der Stadtschreiber Sebastian Förster, zogen Mittags gegen

gen ein Uhr ins Lager, wo man drei Zelte, eins für den Kurfürsten August und Herzog Johann Wilhelm, das zweite für beider Kanzleien, und das dritte für die Gesandten von Gotha, aufgeschlagen hatte.

Eben, als man diese vorladen wollte, schickte Johann Friedrich durch einen Eilboten ein Schreiben, mit neuen Vorschlägen, und der Unterschrift: Geborner Kurfürst von Sachsen. Allein man ließ ihm melden, daß man gar keine Unterhandlungen mit ihm anknüpfen würde, so lange er iener Unterschrift sich noch bediente.

Die Gothaischen Gesandten wurden nun vorgelassen, und der kurfürstliche Kammerath, Doktor Krakau eröffnete die Unterhandlungen. Nach so manchen Vorwürfen von der Belagerer, und Entschuldigungen und Bitten von der Belagerten Seite, erhielten letztere endlich die Weisung, daß das Friedensfähulein nicht eher wehen werde, als bis sie die Weste übergeben, und die Geächteten ausgeliefert hätten. Die Antwort erwartete man binnen drei Stunden.

Da

Da gab es nun in einer kurzen Frist viele und wichtige Dinge zu überlegen, und die Abgeordneten verfügten sich deshalb allein in ihr Zelt. Aber noch waren sie in ihren Ueberlegungen nicht weit gekommen, da erschien Johann Wilhelms Kanzler, Doktor Stephan Knoten, und verkündigte ihnen im Namen seines Herrn, daß er eine solche Widersetzlichkeit der Soldaten in der Stadt und Besatzung nicht vermuthet habe, und er könne ihnen kein Mißfallen darüber nicht bergen. — Dann folgte die nochmalige Erinnerung der Uebergabe.

Daß mochte den Gesandten fast schwer ankommen. Sie baten daher nur um eine Zögerung bis auf den folgenden Morgen, damit sie indes den Herzog und die Soldaten darum befragen könnten, und ersuchten den Herzog Johann Wilhelm, einen vierzehntägigen Stillstand für seinen Bruder zu bewirken. Die Frist sich zu bedenken, wurde nun bis den andern Morgen um 9 Uhr verlängert, die Bitte für Johann Friedrichen aber abgeschlagen. Dieser versuchte es den nämlichen Tag nochmals

mals schriftlich, seine Bitte zu erlangen. Allein aus einem grenzenlosen Stolze, oder vielmehr einer Verblendung, die ihm selbst das Unglück nicht rauben konnte, drückte er abermals das kurfürstliche Wappen unter den Brief — nannte seine Kanzlei die kurfürstlich-sächsische, unterschrieb sich abermals als gebornen Kurfürsten von Sachsen, und — die natürliche Folge war, daß er sein Schreiben ohne Antwort zurück erhielt.

Indes waren auch die Abgeordneten wieder in die Stadt zurückgekommen, nachdem sie kaum einige Stunden im Lager sich aufgehalten hatten

Den 13. April, am Sonntage Misericordias Domini, — dem nämlichen, an welchem vor zwanzig Jahren des Herzogs Vater, Johann Friedrich der Großmüthige die Schlacht bei Mülberg, und durch sie Freiheit und Kurhut verloren hatte, ia fast in der nämlichen Stunde *) eröffneten die

*) Unter Johann Friedrichs Papieren fand man in einem Katechismus folgende Anmerkung:
„Anno Domini 1. 5. 6. 7. den 13 April hat man

die Gesandten ihre Aufträge der Stadt und Festung. Man bewilligte alles, und versprach, Johann Wilhelm künftig eben so treu und gewärtig zu seyn, als man es bisher Johann Friedrichen gewesen war, nur bedingten sich die Krieger freien Abzug in völliger Rüstung.

So war es denn also völlig um Johann Friedrichs glänzende Hoffnungen und Pläne geschehen. — Man legte ihm den Entschlus der Stadt und Festung vor. Bekümmert sagte er: „ich mus es mir gefallen lassen — die Hülfe bleibt aussen — schmieret eure Schuhe, wir wollen unsere Stiefeln auch schmieren.“ —

Die gestrigen Abgeordneten erhielten nun eine schriftliche Vollmacht, verfügten sich damit ins Lager, und die Kapitulation wurde sogleich geschlossen. Nach dieser musste Johann Friedrich sich dem Kaiser auf

man durch vntreuer Leut praktiken bey Festung Grimstein und Gottaw one Ursach aufgeben, darin ich auch gefangen worden außt Abend zwüffen 5 und 6 uern“

auf Gnade und Ungnade ergeben — für sich und seine Erben auf seine Lande Verzicht thun — dem Kurfürsten zu Sachsen, statt des Kaisers, beide Festungen, mit allem Geschütz, Munition, Proviant, Vorrath, Kanzlei und Silberkammer überliefern — die Hauptächter nebst ihrem Anhange, nämlich Wilhelm von Grumbach, den Kanzler Brück, Wilhelm von Stein, David Baumgärtner, Hieronymus von Brandenstein, Hans Wurf, (gewesenen Bürger zu Arnstadt,) Matthias Dittmar sonst Apel von Brün genannt, Hans Beyer, Hansel Tausendschön, den Engelseher, u. s. w. übergeben; — alles Kriegsvolk, aller Adel, das ganze Hofgesinde und Landvolk sollten ohne Trommeln und Pfeifen mit ihren Seitengewehren und eigenen Rüstungen, welche nicht ins Zeughaus gehörten, abziehen, ihre Fähnlein einwickeln, und sie den Siegern überantworten. Die Reuter verloren ihre Standarten, doch bewilligte man ihnen Pferde, Harnisch, Gewehr und sicheres Geleit bis Waltershausen — die Bürger und Kriegsknechte mußten dem Kaiser und dem

Kurfürsten den Eid leisten, nie wieder beide zu dienen — dem Kurfürsten, an Statt des Kaisers, durch Abgeordnete knieend Abbitte thun und neuen Gehorsam geloben, und endlich dem Herzoge Johann Wilhelm auß neue huldigen.

Als die Kapitulation unterzeichnet war, entstanden in der Stadt, wegen noch nicht bezahlter Soldatenlöhnung, neue Irrungen. Einige Abgeordnete der gemeinen Soldaten verlangten nämlich ihren rückständigen Sold, und fragten deshalb den Rath, wer sie bezahlen werde? Man wies sie an Johann Friedrichen — das war nun freilich jetzt ein Schuldner ohne Land und Geld, von dem sich nicht viel Zahlung erwarten ließ. Die Soldaten verlangten daher unter fürchterlichen Drohungen schlechterdings ihr Geld vom Rathe. Dieser nahm seine Zuflucht zu dem Kurfürsten und Johann Wilhelm, und erhielt den Trost, daß man Reuter in die Stadt senden wolle, die stürmischen Köpfe zur Ruhe zu weisen; übrigen würden der Kurfürst und Herzog bald selbst in Gotha erscheinen.

In

Indeß versammlete sich aber eine Menge freier Landsknechte vor dem Rathhause, welche nochmals trotzig den rückständigen Sold verlangten. Als er ihnen aber auch zum drittenmale verweigert wurde, fielen sie, wie Raubbienen, in die Bürgerhäuser. Allein sie fanden hier bei weitem nicht, was sie vermutheten. Jetzt wollten die Berwegnen sogar zum Herzoge aufs Schloß, mit diesem gemeinschaftliche Sache machen, sich bis aufs äußerste wehren, und die Stadt zerstören. Ein allerliebster Plan, den sie aber den Augenblick wieder aufgaben, als der Rath die Stadthore öfnen ließ.

Die Reuter und das Fußvolf zogen nun in der Stille fort, und die freien Knechte — ließen Herzog und Sold in Stiche, und schlüpfen mit zum Thore hinaus. Der größte Theil des Fußvolks nahm seinen Weg nach Kemstedt, Warza, Siebeleben und Seebergen; die Reuter zogen nach Waltershausen und dem Thüringer Walde. Letztere, welche durch das Lager der fränkischen Kreistruppen marschirten, wurden von diesen geplün-

plündert und zum Theil, wenn sie sich wi-
setzten, niederhauen.

Beim Auszuge des Militärs aus der
Stadt suchten Zwei von dem Grumbachi-
schen Anhange, die in der Kapitulation na-
mentlich mit angeführt waren, zu entwi-
schen. Dem einen, Matthias Ditt-
marn, glückte es, den andern, David
Baumgärtner, der sich unter dem Tros-
se mit zu verstecken suchte, erwischte man
gerade noch zu rechter Zeit. Er ritt, wie
es heißt, einen unbändigen Hengst und
trug hohe Federn auf dem Hute. Dies
zeichnete ihn natürlich zu seinem Unglück
aus. Man riß ihn mit Schlägen vom
Pferde. Ehe er ins Gefängnis geschleppt
wurde, soll der Kurfürst ihn seiner Uebel-
thaten wegen hart angelassen, und im Zorn
eine Pistole an ihm zerschlagen haben.

Noch am Abende der Uebergabe ritt
Kurfürst August mit dem Herzog Johann
Wilhelm, dem Herzog Adolph von Holl-
stein und den kaiserlichen Kommissarien in
die Stadt und von da aufs Schloß. Vor
dem Kurfürsten trabte ein Theil Kavallerie,
welcher achtzehn Grafen, unter andern die
von Schwarzburg und Gleichen, folgten.

R

Im

Im Brähler Thore harrten ihrer die Bürgermeister Dunkel und Bleicherodt mit den Stadtschlüsseln, welche sie ihrem neuen Herrn, Johann Wilhelm, überreichten. „Sie gehören meinem Vetter, dem Kurfürsten;“ damit wies sie Wilhelm ab und August lies sie durch einen Abdiutanten in Empfang nehmen.

Im Schloshofe stand der gedemüthigte Herzog, den Sieger zu empfangen, dem er so lange mit Titel und Wappen auf Papier und Münzen — und mit Soldaten in diesem Schlosse getrotzt hatte. Johann Friedrich verbeugte sich — der Kurfürst aber ritt, ohne den Hut abzunehmen, bei ihm vorbei und that, als bemerkte er den Gedemüthigten nicht.

Wollte der Kurfürst durch dieses auffallende Betragen dem Herzoge die Demüthigung einer mündlichen Unterredung ersparen — wollte er ihn dadurch der Verlegenheit entreißen, sich zu entschuldigen, um Gnade zu bitten, dem Sieger durch Geberden und Mienen seine Unterwürfigkeit zu bezeigen — oder sollte dieses gleichgültige Vorbeireiten Verachtung

beweisen — und dem Herzoge zu verstehen geben, daß er es nicht verdiene, von seinem Sieger begrüßt zu werden — beides ist möglich — Im ersten Falle verdient August Lob — im letzten den bittersten Tadel — denn auch der überwundene Feind verdient Schonung.

Ohne abzustiegen ritt der Kurfürst mit seinem Gefolge ins Lager zurück. Kaum war er aus dem Schloßhofs, so kündigten die kaiserlichen Kommissarien, Graf Otto von Eberstein, Georg Ludwig von Seinsheim, Christoph von Karlowitz und Fabian von Schönau dem unglücklichen Johann Friedrich Gefängnis an und stellten auch gleich eine starke Wache in sein Zimmer.

Den folgenden Tag, als den 14ten April, hielten die Sieger erst ihren feierlichen Einzug, welchen der Kanonendonner von den Wällen begleitete. Der Stadtrath und die Bürgerschaft erwarteten auf dem Markte bei der Löwenburg, nicht weit von dem Gasthofs zur Schelle, den Zug knieend, und leisteten, auf den Wink der kaiserlichen Kommissarien, dem Herzog Johann Wilhelm die Huldigung.

An eben diesem Tage erhielt auch ein sehr rechtschaffner und ehrlicher Mann, den Rabale unglücklich gemacht hatte, die Freiheit wieder. Der herzogliche Sekretär, Rudolf, den Grumbach und Brück so bei seinem Herrn verkleinert hatten, daß er anderthalb Jahre in Ketten und Banden schmachten mußte, wurde seines Gefängnisses entlassen. *)

Den

*) Rudolf hatte von Jugend auf am sächsischen Hofe gedient und auch sogar Johann Friedrich dem Großmüthigen im Gefängnisse beigestanden. Deswegen liebte ihn auch Johann Friedrich der Mittlere ganz besonders; vertraute ihm alle Heimlichkeiten, und that fast nichts, ohne dessen Rath. Das erregte den Neid des Kanzlers Brück. Rudolf nahm auch Grumbachs, als eines Mannes, der sein Recht suchen wollte, sich an, als er aber von seinem Eidam, dem D. Husanus hörte, daß er geächtet sei, zog er sich zurück. Das verdros den Herzog — Brück verwendete nun desto eifriger sich für Grumbachen, gewann dadurch auf einmal des Herzogs Zutrauen, und suchte nun an dem redlichen Rudolf sein Mütchen auf alle Art zu kühlen. „Mit dem Kurfürst August soll

Den 15ten reiste Johann Friedrich als Gefangner von Gotha ab, und sah sein väterliches Erbe nie wieder. Eine achtundzwanzigjährige Gefangenschaft war sein Loos. — So empfindlich mußte er dafür büßen, daß er eines Geächteten sich annahm, und von diesem zu allen, auch den

geseh.

solte er sein geheimes Bündnis haben — sollte Nachschlüssel zur Fesung besitzen, etliche Kasten des verstorbenen Kurfürsten geöffnet und Geschmeide daraus genommen haben.“ Diese und ähnliche Verbrechen bürdete er, ohne Grund, dem ehrlichen Manne auf, der denn bald verhaftet, und auf Grumbachs und Brücks Anstalten zweimal auf die Folter gespannt wurde; wie schrecklich, kann man aus den Worten des Kerkermeisters abnehmen, der sich so ausdrückte: „Wenn er Rudolfs noch stärker spannen sollte, wie ihm vom Kanzler (der dabei stand) befohlen wurde, würde er gewis wie eine Saite bersten, zumal ihm bereits das Blut aus dem Nabel gesprungen sei.“ — Auch Rudolfs Weib wurde mit ins Gefängnis geschleppt, und sollte bald gefoltert werden, als zum Glück noch die Belagerung drein kam.

Martin-Luther-Universität
Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes

gesetzwidrigen Handlungen sich hinreißen ließ. —

Sein Abzug von Gotha gab ein sonderbares Schauspiel. Er saß in einem schwarz bekleideten Wagen, an welchen vier Schimmel mit rothgefärbten Mähnen und Schwänzen gespannt waren. Vor und hinter dem Wagen zogen zwei Schaaren Reuter und vier Fahnen Knechte. Der Weg gieng über Langensalza und Leipzig nach Dresden.

Nur auf vieles Bitten erlaubte man ihm, seinen Edelknaben von Birkenfeld, einen Apotheker, Barbierer, und einen Küchen- und Kellerbedienten mitzunehmen. Johann Wilhelm gab ihm noch überdies einen Hofjunker, von Germes (oder Germar) zur Bedienung mit.

„So laßt uns denn in Gottes Namen hinauf reisen“ sprach er getrost zu seinen Begleitern, als er in den Wagen stieg, und sah Gotha nie wieder. *) —

Mit

*) In dem Archiv auf dem Friedensteln in Gotha befindet sich noch ein alter Kalender, in welchem Johann Friedrich mit eigener Hand

Mit welchen Empfindungen er abreisen mochte — kann man sich denken. Johann Friedrichs Schicksal war hart — auch wenn er ganz unschuldig es trug — aber daß ihn immer der Gedanke begleiten mußte: er habe es durch übertriebene Hartnäckigkeit selbst verschuldet — und nicht sich allein, sondern auch seine Familie ins Elend gestürzt — das machte es erst recht drückend, ja, fast unerträglich. Litt er allein, so trug er auch die Folgen seiner Fehler allein — aber er hatte eine treue und ihn zärtlich liebende Gemahlinn und Kinder, welche mit ganzer Seele an ihm hiengen. Auch diese traf natürlich sein Schicksal — Bekümmert gieng Elisabeth mit ihren beiden Prinzen, Johann Kasimir und Johann Ernst *) nach Eisenach ins Zollhaus

Hand eine Art von Tagebuch seiner Reise in die kaiserliche Gefangenschaft aufgezeichnet hat.

*) Der erstere war $\frac{3}{4}$ und der letztere $\frac{1}{2}$ Jahr alt. Johann Wilhelm und die Kurfürsten von der Pfalz und Brandenburg wurden ihnen zu Vormündern gesetzt.

Martin-Luther-Universität
Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes

haus bei der St. Georgenkirche, und nach einiger Zeit auf die Feste Wartburg, wo sie denn einsam genug lebte, das Schicksal ihres unglücklichen Gatten beweinen zu können. —

Johann Friedrich mag nun im Wagen Betrachtungen über sich und seine Handlungen anstellen — wir wollen ihn darinn nicht stören, sondern uns indes wieder nach Gotha wenden, und sehen, wie es da den Verführern und bösen Rathgebern des Herzogs ergeht.

Grumbach und seine Gefellen in der
Marterkammer und auf dem
Schaffot.

Sobald Johann Friedrich abgereiset war, kamen nun die gefangenen Aechter und ihre Gefellen an die Reihe. — Man holte sie vom Rathhause aufs Schlos und hielt hier Gericht über sie. Der kurfürstliche Kammerrath, Doktor Cracau, eröffnete das Gericht, welchem Jakob von Schulenburg, der Feldmarschall Joachim Nobell,
Dok.

Doktor Lukas, Eberhard von der Thann, Doktor Klodt, Hans von Ponikau, Ehrich Wolkmar und noch einige Ritter und Gelehrte bewohnten. Kurfürst August, Herzog Johann Wilhelm, Herzog Adolf von Holstein, und der Graf Günther von Schwarzburg hörten alles hinter einem seidenen Vorhange mit an.

Die Folter- oder Marterkammer, *) in welcher man durch die unmenschlichsten

*) Ober Tortur, und peinliche Frage führte der römische König Torquinius Superbus zuerst ein. Dieses eben so unzweckmäßige, als grausame Mittel, Menschen zum Geständnis dessen zu bringen, was der Richter zu wissen verlangt, ist jetzt, zur Ehre der Menschheit, in den meisten Gegenden abgeschafft. Die Grade derselben waren so verschieden, als die Länder, in welchen sie gebraucht wurden. In Deutschland, z. B. hatte man die Daumstöcke, die spanischen Stiefeln oder Weinschrauben, die Ausdehnung des ganzen Körpers auf einer Leiter, das Fiedeln mit Riemen, die Schnüre, die Schwefeltropfen, die Pechfackeln, die spanischen Kappen, den dänischen Mantel, die englische Jungfrau u. s. w. Ich würde die Zeit für verloren halten, Euch alle diese un-

Martern Verbrecher zum Geständnisse zu bringen suchte, war damals noch in hohem Ansehen, und wurde allemal gebraucht, sobald der Verbrecher nicht den Augenblick freiwillig alles gestand, was er gestehen sollte. Ob er übrigens auch Dinge gestehen konnte, von denen er nichts wußte, darum kümmerte man sich nicht. Kurz die Martern wurden so lange in einem fort erhöht, bis der Gemarterte gestand, was man verlangte.

Erschreckt also nicht, junge Freunde! wenn ich Euch nun in ein fürchterliches, finstres Gewölbe, in eine Marterkammer führe, wo ihr Maschinen aller Art findet, Menschen zu quälen. Das Zeitalter heischte diese barbarische Gerechtigkeitspflege, und ein Richter, der nichts von der Folter hätte wissen wollen, würde gewis für einen partheiischen Richter gehalten worden seyn.

Die

unmenschliche Grausamkeiten genau zu erklären. Ihr wißt genug, wenn ich Euch sage, daß diese Instrumente süssenweise auf einander folgten, daß immer eins grausamer als das andere war — und daß nur der Mangel an ächter Aufklärung diese Barbarei unserer Vorfahren entschuldigen kann. —

Die Szene, welche Ihr seht, ist schrecklich — ein vier und sechzigjähriger Greis, dem Alter und Krankheit nicht mehr den Gebrauch seiner Füße erlauben, wird in dieses schauerliche Gewölbe auf einem altem, hölzernen Stuhle getragen, um als schwerer Verbrecher vor seinen Richtern zu erscheinen — seine Sünden zu bekennen oder gefoltert zu werden und endlich sein Todesurtheil zu empfangen —

Wilhelm von Grumbach ist der vier und sechzigjährige Sünder, den Ihr hier, den Lohn für seine Thaten zu empfangen, erscheinen seht. Man legt ihm seine Verbrechen vor — er leugnet alles und weis besonders das Zeugnis des Grafen Günther, künstlich zu widerlegen. Erst als ihn der Henker auf die Leiter spannt, bekennet er, daß er den Mord des Bischofs von Würzburg auf seinem Gewissen habe — daß er mit dem Plane umgegangen sei, den Kurfürsten August ermorden zu lassen — daß es sein ernstlicher Wille gewesen sei, den deutschen Adel zu empören, den Kurfürsten August zu verriagen, und den Herzog Johann Friedrich zur Kur-

ia

ia sogar zur Kaiserwürde zu erheben. — Besonders schreit er Zeter über den Kanzler Brück, als den Urheber seines ganzen Unglücks. — Hätte dieser ihn nicht abgehalten, so wäre er mit seinen Freunden nach Frankreich gegangen — Brück aber habe ihn von der Reise zurückholen lassen, und versprochen, ihn gegen das ganze deutsche Reich zu vertheidigen.

Jetzt holt man den Kanzler, und stellt ihn Grumbachen entgegen, der ihm denn alles ins Angesicht sagt. Brücken wird nun Angst und bange — erschrocken fällt er vor dem Grafen Günther auf seine Kniee und bittet, es beim Kurfürsten dahin zu bringen, daß ihm das Leben geschenkt würde — wo nicht, so möchte man ihn wenigstens mit dem Foltern und Rädern verschonen.

„Es wird dir Bösewicht,“ entgegnete der Graf, „so viel Gnade widerfahren, als du verdienst hast. — Du weißt, daß es dir zum Vergnügen gereicht haben würde, mich um Land und Leute zu bringen.“ Das war nun freilich nicht die Antwort
ei.

eines Fürbitters, von dem sich etwas erwarten ließ.

Der Kammerrath Cracau hatte bei Brücken, der einst Professor in Wittenberg war, Kollegia gehört — Ein Lehrer versprach sich von seinem Schüler eine glimpflichere Antwort — Unglücklich hat nun Brück den Kammerrath, daß er bei dem Kurfürsten ein gutes Wort für ihn einlegen möchte. Aber Krakau antwortete ihm nicht sanfter, als Graf Günther, nannte Brücken einen Schmeuzer, dessen Redekunst jetzt nichts bei ihm gelte, für die Kollegia habe er ihn bezahlt — wäre er in die Fußstapfen seines ehrlichen Vaters getreten, so dürfte er jetzt nicht leiden.

Der Kanzler weinte bitterlich. Aber das half nichts. Er ward erst gütlich befragt und da er nicht viel gestehen wollte, eben so wie Grumbach, auf die Folter gespannt.

Beide erhielten bald ihr Urtheil — Grumbach wurde, als einem Landfriedensbrecher, Vechter, Verleger der kaiserlichen Majestät, Aufwiegler, Räuber und Mörder das Leben abgesprochen — zwar habe er,
hiß

hieß es in dem Urtheile, seiner begangnen schwarzen Handlungen wegen, eine gar ernstliche Strafe verdienet, aus angeborner kurfürstlicher Gnade aber solle er nur lebendig geviertheilt werden — Eine sonderbare Gnade — Freilich gab es damals noch unmenschlichere Strafen, (wie ich Euch S. 153 erzählte) — allein das Viertelheilen bei lebendigem Leibe hat doch auch in der That nicht viel Begnadigendes, und nur die Barbarei ienes Zeitalters konnte Gnade darinn finden.

Als man Grumbachen sein Urtheil ankündigte, lächelte er und versicherte, „daß er auf den Augenblick seines Todes längst gefaßt sei — er gehe getrost aufs Blutgerüst — könnten einst seine Feinde einem natürlichen Tode so ruhig entgegen gehen, so müßte keine Vergeltung seyn.“ So kalt und unerschütteret blieb er bis an den letzten Hauch. Allen seinen Freunden und Feinden wünschte er ein besseres Schicksal und redlichere Bischöffe, als er zu Lehnherrn gehabt habe. — Den Tag vor der Hinrichtung versicherte er ganz gleichgültig den Ge-

Gefängnißwärter: Seine Stunde dürfe schlagen — er sei gefaßt.

Den Kanzler beschuldigte das richterliche Urtheil, daß er die Geächteten vertheidigt, schändliche Schmähchriften gegen den Kaiser, den Kurfürsten und den Herzog Johann Wilhelm verfertigt, und besonders um die Anschläge, den Kurfürsten und den Herzog Johann Wilhelm zu veriaßen, ia wohl gar den ersteren zu ermorden, gewußt habe — Und dieser Unthaten wegen wurde ihm dieselbe Gnade verliehen, wie Grumbachen — er sollte gebiertheilt werden.

Als Brück seinen gnädigen Bescheid empfangen hatte, bat er, daß man ihm den ehemaligen Gorthaischen Hosprediger W edemann von Erfurt holen möchte, damit dieser, den er so oft beleidigt habe, seine Beichte hören, und ihn absolviren könne. — Wäre ihm dies vergönnt, so wollte er sich gern zufrieden geben, denn er frage nichts nach zeitlichen Strafen, wenn nur sein Gewissen ruhig sei. *)

*) Besonders quälten ihn jetzt die Ungerechtigkeiten, die er sonst an den Predigern übte

Hans Beyer sagte auf der Folter aus, Johann Friedrich habe verschiedene Kirschwerder machen und sie unter die Ritter und Officiere austheilen lassen. Er, (Beyer) aber habe sie, wenn man sie umkehrte, mit Pilgerstäben verglichen, und gemeint, daß man damit werde aus dem Lande wandern müssen. — Und das traf nun auch richtig ein.

Den

Abt hatte Merkte er, daß sie anders dachten, als er, so wurden sie ohne Barmherzigkeit ins Elend geiaht. — Machte man ihm deshalb Vorstellungen, sagte man ihm „daß die Priester Gottes Augäpfel wären;“ so antwortete er spöttisch: „Wenn ich ja Gott in seine Augäpfel greife, wird er mich wohl auf die Finger klopfen.“ Jetzt glaubte er nun dieses Fingerklopfen zu empfinden, und dies ängstigte ihn außerordentlich. Brück hatte überhaupt keinen guten Ruf. Schon im Jahr 1566. schrieb Eberhard von Thanne, „daß Brück gottesfürchtige Pfarrer veriaht, und so viel an ihm gewesen, fast beide Regimente, Kirchen- und weltliche Polizei in ganz Thüringen, wie eine wilde Sau einen Acker, zermöhlet, verhauen, und verwüestet.“

Den 14ten und 15ten April wurden die Verbrecher vernommen, und schon den 18ten empfiengen sie ihre Strafe. Auf dem Markte in Gotha ward ein hölzernes Gerüst aufgebaut. *) Schwäche des Alters und gichterische Schmerzen erlaubten Grumbachen nicht zu gehen. Man trug ihn also in einem alten Sessel zur Feinstätte. Als er hier ankam, bliesen ihn, nach damaliger Kriegs- und Gerichts- sitte, acht Trompeter an. **) Grumbach setzte sich auf die Gerichtsbank, wo er fast eine Viertelstunde sitzen blieb, und mit dem Geistlichen sich besprach. Dann zog man ihn aus, und warf ihn nieder. „Du schin-

*) Als dieses nach der Hinrichtung abgebrochen wurde, kaufte es ein Bauer aus dem benachbarten Dorfe Hausen dem Scharfrichter ab, und baute sich eine Wohnstube davon. — Solcher Baulustigen mag es wohl wenige geben. —

**) Dieses Anblasen sollte vermuthlich die Szene noch schrecklicher machen, und dem versammelten Volke zu erkennen geben, daß der Verbrecher nun da sei, seinen Lohn zu empfangen.

schindest einen durren Geier“ sagte der alte, sieche Grumbach, als der Nachrichten sich beschäftigte, ihn lebendig aufzunageln. Dieser lies sich indes in seinem Amte nicht stören, schnitt Grumbachen den Leib auf, riß das Herz heraus, warf es ihm mit dem Worten: Siehe da Grumbach dein falsches Herz — ins Gesicht and viertheilte dann seinen Leichnam. — Während der Marter betrug er sich so, als ob er kein Gefühl habe, und lies auch nicht einen einzigen Laut des Schmerzes hören. —

Gleich nach Grumbachen bestieg der Kanzler Brück, in einem langen schwarzen Mantel, und mit einem Flor auf dem Huthe, das Gerüst, und empfing die nämliche Strafe. *)

Wil.

*) Einige Zeit vor seinem Unglück spielte der Kanzler mit einem Kürbis, warf ihn in die Höhe, und fieng ihn wieder. — Auf einmal fiel er ihm in vier Stücken in die Hände — dies hielt man für eine böse Vorbedeutung, und die Einfältigen erklärten sich jetzt den, in vier Stücke, zerfallnen Kürbis bald durch den geviertheilten Kanzler — Brück hatte vermuthlich den Kürbis oft genug

Wilhelm von Stein verlor auch sein Leben auf dem Schaffot, aber auf eine leichtere Art, weil Grumbach selbst sich als den Verföhrer desselben angegeben hatte. — Er ward geköpft, und dann geviertheilt. David Baumgärtner wurde an dem nämlichen Tage geköpft, und Hans Beyer aufgeküpft. — Auch der Festungskommandant Hieronymus von Brandenstein (S. 113 und 124) sollte an demselben Tage hingerichtet werden. Der Kurfürst verschob aber die Exekution noch bis auf den 22sten, wo der Gothaische

§ 2 Schöfs.

nug fallen lassen, weil sich damit nicht so leicht, wie mit einem Ball spielen läßt — daß er endlich zerplaste, war sehr natürlich — daß er aber gerade in vier Theile spaltete — Zufall. Doch ich habe wohl nicht nöthig, Euch, iunge Freunde, Anfangereien dieser Art, als solche darzustellen — Ihr seht es von selbst ein, wie lächerlich es sei, zwischen einem, von ungefähr zerfallnen Kürbis, und einem, seiner Verbrechen wegen, geviertheilten Kanzler, einen vorbedeutenden Zusammenhang zu finden. — Ueber einen ähnlichen Aberglauben sprach ich schon mit Euch im I. B. S. 148.

Schöffner, Paul Schaalreuter den Befehl erhielt, Brandensteinen zu köpfen, und den berühmten Hänsel Tausend schön zu hängen. Allein der Schöffner entschuldigte sich, daß ihm der Scharfrichterdienst nicht zukomme, und so erhielten denn beide ihren Lohn um einen Tag später, durch den kurfürstlichen Profos. Die ganzen und gebiertheilten Leichname der Verbrecher wurden auf den Landstrassen begraben. Grumbach hatte zwar dem Pastor zu Wunderleben und Papen, einem Gothaischen Bürger, zehn Goldkronen gegeben, mit der Bitte, unter die Geistlichkeit und Schule sie zu vertheilen, und ihn dafür christlich zu begraben. Aber es geschah nicht, sondern der Senat von Gotha ließ auf Johann Wilhelms Befehl das Geld unter die Armen vertheilen.

Lange genug hatten diese Verwegnen dem ganzen teutschen Reiche gespottet — den unglücklichen, aber schwachen Johann Friedrich zu allem Bösen verleitet — seine und seiner Familie Glück auf zeitlebens untergraben — das Schaffot war nun ihr Lohn. Lebten sie als friedliche Bürger —
hatten

hatten sie Liebe für ihr Vaterland und für ihren Fürsten — so entgiengen sie dem allen.

Sonst galt allgemein die sonderbare Sitte, auch an den Orten selbst, wo Verbrecher übel gehauset hatten, Rache zu nehmen und sie zu zerstören. — Das half aber, wie Ihr leicht einsehen könnt, eben so viel, als wenn man die Wand schlägt, an welcher sich ein kleines Kind gestossen hat. — Indes war es nun einmal eine Sitte, welche man meist sehr pünktlich befolgte. Daher gelangte denn auch schon den 19. April, ehe noch die Verbrecher sämtlich bestraft waren, der kaiserliche Befehl an den Kurfürsten, daß er beide Festungen, das Schloß Grimmenstein und die Stadt Gotha, als ein bisheriges Trosthaus, Zuflucht, Herberge und Aufenthalt der Mächter, Landfriedenbrecher, Mörder und Strafenräuber, sprengen, schleifen, und zum ewigen Gedächtnis keinen Stein auf dem andern daselbst lassen, sondern alles, was über und unter der Erde, nichts ausgenommen, zerreißen, mithin aus dem Grunde zerstören sollte.

Die

Die Stadt wurde erhalten. Auch das Schloß, oder wenigstens die besten Zimmer, suchte Herzog Johann Wilhelm durch wiederholte Bitten zu retten — aber vergebens. Alles wurde im August mit Pulver gesprengt, und kein Stein auf dem andern gelassen. Einen großen kupfernen und übergoldeten Mann, der auf dem Grimmensteinischen Schloßthore gestanden hatte, ließ der Kurfürst, als ein Siegszeichen, nach Dresden bringen. Der gemeine Mann machte einen goldnen Mann daraus, und hielt die Figur für einen großen Schatz. Der gemeine Mann verwandelt aber dergleichen Dinge, wie bekannt, immer gern in Gold, ohne sie zu untersuchen. Wenigstens hat man nie erfahren, wo der große goldne Mann hingekommen ist, oder wo er sich jetzt aufhält.

Der Bau des Schlosses Grimmenstein, welches Heinrich der Vierte angelegt haben soll, kostete, wie eine alte Handschrift sagt, 72 Tonnen Goldes, und das Einreißen desselben 53675 Gulden. *) — Wäre es nicht besser

*) Andere melden, der Bau habe 150,000 Thaler

besser gewesen, von dieser Summe irgend eine wohlthätige Anstalt zu stiften. — Ernst der Fromme baute auf die Ruinen dieser schönen Feste eine neue, und gab ihr den Namen Friedensstein. Der Kaiser beehrte nachher selbst die Hitze, in welcher er das schöne Schloß hatte schleifen lassen.

Kurfürst August wurde für die Aechtsvollstreckung und die darauf verwendete Kosten mit 55,599 fl. 7 gl. 9 pf., mit der Hälfte des groben Geschüßes, und durch die Ämter Sachsenburg, Arnshausgk, Weyda und Ziegenrück *) entschädigt, welche zu 191,795 fl. 18 gl. 4 pf. angeschlagen wurden. Das Ubrige trugen die Reichsstände. Die ganzen Belagerungskosten beliefen sich auf 286,216 fl. 11 pf.

Grumbachs Anhänger und viele misvergnügte Soldaten neckten, nach der Ubergabe

Ier, und das Einreißen 704675 Gulden gekostet — das ist aber sehr unwahrscheinlich.

*) Obgleich die ernestinische Linie diese Ämter förmlich der albertinischen abtrat, so haben sie doch immer den Namen der asskurirten behalten. (s. Th. II. S. 91.)

Bergabe, die Bürger von Gotha, wo sie nur wußten und konnten. Besonders machten sie ihnen bittere Vorwürfe, daß sie an ihrem Landesherrn treulos gehandelt hätten. Dies gieng endlich so weit, daß kein Bürger auf öffentlicher Strafe und in der Herberge mehr sicher war. Ja, Hans Nickel von Lambach sang sogar öffentlich ein Schandlied auf die Bürger ab, welches in so groben Ausdrücken abgefaßt war, daß ihn Johann Wilhelm acht Tage dafür ins Gefängnis werfen lies. *) Hätte nicht der Kaiser selbst diese Neckereien bei Strafe von 60 Mark löthigen Goldes untersagt, so würden sie von beiden Seiten gewis noch blutig abgelaufen seyn.

In Gotha ist nun so ziemlich ruhig — Wir wollen also wieder dem gefangenen Herzoge nachreisen, der sich auf dem Wege nach Wien befindet, und ihn bis in sein Gefängnis begleiten.

Jo.

*) Auch 1568 beklagten sich die Bürger noch über Johann Wilhelm über die angedichtete Verrätherei, und beschwerten sich besonders über D. Hebenstreit, Belten Engelhardt, Mathematikern, und Blasius Pfeiffern.

Johann Friedrich im Kerker — rührende Beweise der Liebe seiner getreuen Elisabeth.

Auf der Reise nach Dresden war der unglückliche Herzog noch so ziemlich munter, denn er lebte der frohen Hoffnung, der Kaiser werde ihn nur auf einige Jahre in Dresden als Gefangnen lassen, und ihm dann Freiheit, Länder und Würden wiedergeben. — Aber da baute Johann Friedrich ein Lustschloß, in welchem er nicht länger wohnte, als bis er von Dresden wieder abreisen mußte. Der Kaiser war viel zu erbittert, als daß er den Herzog sobald wieder zu Gnaden angenommen hätte. Johann Friedrich bat dringend, ihn als Gefangnen bei seinem Vetter, dem Kurfürsten zu lassen. Aber vergebens. Von Dresden gieng der Marsch nach Wien, wo er denn in einem Pomp, der dem Herzen des Kaisers nicht sonderlich zur Ehre gereicht, seinen Einzug halten mußte.

Mit einem Strohkränze auf dem Kopfe führte man ihn unter den entsetzlichsten Regenwetter in einem offenen schwarz behang-

hangnen Wagen, dem Volke zur Schau durch die Strafen. Fünfzig Nürnbergische Reuter trabten voran, fünfzig sächsische folgten, acht Reuter trugen zur Erde gesenkte Fahnen, und zehn zu Fuß umgaben den Wagen. So schleppte der Zug sich langsam in verschiednen Umwegen durch die volkreichsten Strafen. Das war wohl ein Aufzug für einen Narren, aber nicht für einen Fürsten, den die Gaukelspiele listiger Bösewichter und vielleicht auch so manche Privatleidenschaft seiner Richter unglücklich gemacht hätten — den besiegten Feind verächtlich zu behandeln — ist unedel — ihn aber lächerlich zu machen und in einem Narrenaufzuge zur Schau zu stellen — ist schändlich, und verdient den Unwillen jedes braven Mannes.

In Wien durfte Johann Friedrich nur kurze Zeit sich aufhalten. Er wurde bald nach Wienerisch-Neustadt in ein Gefängnis gebracht, das der Würde des Gefangenen gar nicht angemessen war, und eher für einen Verbrecher aus der Klasse des Pöbels, als für einen Fürsten, bestimmt zu seyn schien. Dies, sagte man ihm denn,
 sei

sei der Ort, aus welchem nur der Tod ihn erlösen könnte — ein Befreier, den auch Johann Friedrich in seinem einsamen Kerker, sich mehr als einmal wünschte.

Wie schrecklich mußte nicht diese traurige Veränderung auf den unglücklichen Herzog wirken. Erst ein Herr, dem Land und Leute zu Gebote standen — umgeben von Freunden, die ihm nichts als glänzende Hoffnungen vorspiegelten — betäubt von der täglichen Unruhe einer Belagerung — und jetzt — auf einmal geschieden von Vaterland und Familie — jedes, auch des kleinsten Schimmers von Prunk und Macht beraubt — einsam zwischen vier Wänden, wo ihm die Langweile Stof genug lies, über sich und sein Schicksal, seine vereitelten Pläne, seine hingerichteten Freunde, seine trostlosen Aussichten in die Zukunft, nachzudenken. Ein Glück für ihn, daß er nicht das unbändige Feuer eines Mannes besaß, der eher mit dem Kopf gegen die Wände rennt, als geduldig sein Schicksal erträgt. Zwar mochte ihm die schnelle Veränderung anfänglich gar hart vorkommen; aber bald lernte er wenigstens
in

in so fern sich in sein Schicksal finden, daß er nicht murrte, sondern es ganz gleichgültig als ein Loos ertrug, das nun einmal nicht zu ändern war. Ja er konnte oft Stunden, und wohl auch ganze Tage so vergnügt seyn, als ein Fürst in dem Zirkel seines glänzenden Hofes nur immer seyn kann. Er las häufig in Büchern, besonders in der Bibel, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit Gelehrten, schrieb theologische Abhandlungen, setzte sein Glaubensbekenntnis und seine Überzeugung vom heiligen Abendmalle auf, dichtete fromme Lieder, fertigte Gebete für seine Aeltern und für alle Menschen, *) schrieb geistliche Betrachtungen, z. B. über ein Todtenköpflein — und verfertigte Reime über verschiedne Gegenstände z. B. über ein Scheibenschießen — einen Fechter zu Strassburg u. s. w. Am meisten beschäftigte er sich mit der Chemie. †)

Der

*) Er hinterlies auf 30 größere und kleinere Schriften dieser Art.

†) Scheidekunst, oder die Kunst Körper in ihre ersten und eigentlichen Bestandtheile aufzulösen, und wieder Körper davon zusammen-

Der Goldscheider Naschberger in Wien,
der hennebergische Hofprediger Scheedi-
ger,

sammen zu setzen. Durch Hilfe derselben hat man es von jeher versucht, Gold zu machen. Im 16ten und zu Anfange des 17ten Jahrhunderts ward diese Kunst eine wahre Sucht, die allgemein einris, und besonders von Fürsten und Männern von Stand und Vermögen am meisten getrieben wurde, weil — diese das meiste Geld daran setzen konnten. Jeder Hof hatte damals ein eignes, blos für chemische Versuche, bestimmtes Laboratorium, welches ungeheure Summen kostete. Die größten Laboratorien der damaligen Zeit waren das kurfürstliche zu Dresden, das kaiserliche zu Prag, das des Pfalzgrafen Friedrichs zu Heidelberg, des Erzherzogs Leopold zu Passau, und die zu Mainz, Köln und Gottorp &c. Männer, welche Profession von dieser Kunst machten, und nicht selten auch ausgelehrte Weirücker waren, reiseten damals von Hof zu Hof, und waren überall die Günstlinge und geheimen Rätthe der Fürsten. So schädlich auch dieser Hang des damaligen Zeitalters war, so viele Vortheile gab er auch auf der andern Seite. Denn die wohlthätigsten Erfindungen verdankten, oft durch einen Zufall

ger, der Doktor Stadmion zu Koburg und die kaiserlichen Sekretarien, Egersbach und Rufinus, waren ihm in dieser Rücksicht gar werthe Männer, mit welchen er beständig über chemische Gegenstände Briefe wechselte — Früh und Abends betete er zu Gott ein langes Gebet, das er selbst aufgesetzt und seinen Umständen gemäß eingerichtet hatte. Es spricht ganz die Empfindungen eines Mannes, der nicht wider sein Schicksal murrte, und hat manche rührende Stelle.

So vergiengen ihm denn achtundzwanzig lange Jahre in einem Gefängnisse, das wohl ein boshafter Verbrecher, nicht aber ein Verblendeter, verdient hatte, und in welchem er oft auch sogar am Nothdürftigsten Mangel litt, gleich dem ärmsten Manne. — Das war eine harte Behandlung, welche unter den teutschen Fürsten Unwillen gegen den Kaiser, und Mitleid gegen

Zufall, ihren Ursprung chemischen Versuchen; wie das Porzellan, viele treffliche Arzneimittel, Erweiterungen der Bergbaukunde u. s. w.

gegen Johann Friedrichen erweckte. Allein dieser verlor deswegen den Muth nicht, und zeigte, wie Ihr bald noch deutlicher sehen werdet, auch als Gefangner, immer noch die Beharrlichkeit in seinen Entschlüssen, die er als freier Fürst, zu seinem Unglücke, nur zu lange und zu deutlich gezeigt hatte.

Alles war dem gefangnen Herzoge noch erträglich — daß er aber seine Gemahlinn, die er jetzt erst recht innig liebte, nicht sehen und sprechen konnte, fiel ihm fast schwer, und er versicherte bei mehrern Gelegenheiten, daß er sich über seine Gefangenschaft gar nicht beklagen wollte, wenn nur seine Elisabeth nicht von ihm getrennt wäre.

Diese treue Hausfrau versuchte auch anfänglich alles, ihren Gemahl zu erlösen — und vertauschte endlich, da weder Bitten noch Vorstellungen etwas halfen, ihre Freiheit mit dem Gefängnisse ihres Gatten.

Noch in demselben Jahre, als man ihren Johann Friedrich ihr entriß, hatte sie um die Freiheit desselben, aber umsonst — sie bat, auß neue, daß es ihr ver-

vergönnt seyn möchte, ihn wenigstens zu besuchen, aber auch dies wurde ihr, aus besonders erheblichen Ursachen, wie der Kaiser damals an Johann Wilhelm schrieb, abgeschlagen. — Die doppelte Bitte bewirkte weiter nichts, als daß das Gefängnis des Herzogs ein wenig besser eingerichtet wurde, und einen Gang erhielt, wo er doch bisweilen in der freien Luft hin und hergehen konnte.

Das bekümmerte nun die arme Elisabeth gar sehr und erregte das Mitleid der teutschen Fürsten. Deshalb schickten sie den letzten Mai 1567 Gesandten an den Kaiser, welche ihn schriftlich baten, er möchte den Herzog, der mehr vß Einfalt dann bößem Vorsatz gefehlet, losgeben und das betaurliche Elendt und Herg-
thomeruß (Herzensbekümmerniß) der
vnschuldigen Gemahelinn vnd
Jungfer allergenedigst erwegen —
Allein auch diese dringende Bitte war in
den Wind gesprochen. Der Kaiser ant-
wortete von Presburg in Ungarn den
29sten Juli, der gefangne Herzog Hanns-
friedrich sei von ihm gar zum dicken
und

und offtermahl wie sein leiblicher Sohn
 gewarnt worden, allein er habe demunge-
 achtet Inn seinenn vorsehlichen vn-
 gehorsam vund freuentlichen Hall
 starr truzlich verhorret und dadurch
 nicht allein ihn den Kaiser, sondern auch das
 Lieb Vatterland ganner Teut-
 scher Nation vund die fridliebende
 stunde desselben, Inn vnaussprech-
 liche Angst verderb, Thamer vund
 nott gesetzt — übrigens habe man auch
 in der, auf dem Grimmenstein gefundnen,
 Kanzlei Heimlichkeiten entdeckt, nach welchen
 Johann Friedrich noch weit mehr verbro-
 chen habe, als bisher bekannt gewesen wä-
 re — er, der Kaiser, beschäftige sich eben
 noch damit, diese geheimen und wichtigen
 Kanzleischriften selbst durchzusehen, und
 könne also deshalb vor der Hand noch
 nichts zu Gunsten Johann Friedrichs be-
 schließen.

Der Herzoginn selbst versicherte der Kai-
 ser schrifetlich den 6ten August 1567 von
 Wien aus: der Almechtig Gott Er-
 kenne aller Herzen wisse, wie sehr er
 sie bedaure, aber helfen könne er ihr vor

M

der

der Hand nicht; sie möchte sich also in christlicher Geduld fassen, und von ihm, dem Kaiser, immer das Beste hoffen.

Das waren nun freilich leidige Tröstungen, welche die arme Elisabeth nur noch mehr bekümmerten. So sauer es ihr auch ankam, so entschloß sie sich doch nun zu einem Schritte, dessen sie gern entübrigt gewesen wäre, und dieser war — den Kurfürsten August selbst um Fürsprache zu bitten. Diesem hatte es der Kaiser versprochen, daß Johann Friedrich ohne seine Einwilligung nicht wieder auf freien Fuß kommen sollte. Konnte Elisabeth also den Kurfürsten gewinnen, so stand es um ihre Sache gut — der Brief, den sie ihm deshalb schrieb, ist rührend. Sie meldet ihm darinn, daß sie sich in ihrem jämmerlichen Zustand und hochbeschwerlichen Creuze bald nicht mehr fassen könne, daß sie auf der Welt keinen Trost mehr wisse — Sie habe sich deshalb in Gottes Namen selbst auf den Weg nach Wien machen, und durch einen demütigsten Fußfall Allergnädigste Leuchterung ihrer und ihrer Kindlein

lein obliegenden beschwernusse er-
 bitten wollen — allein unvorhergesehene
 Hindernisse hätten sie davon abgehalten.
 Da sie nun als eine bekümmerte vñnd
 einsame Fürstinn eigne Boten nicht
 senden könne, habe sie sich neulich bei dem
 letzten fürstlichen Belagerer zu München um
 die schriftlichen Fürbitten der anwesenden
 Fürsten beworben, und sie auch erhalten. —
 Der Kurfürst, als Blutsfreund, der auch
 besonders viel dabei thun könne, möchte
 nun auch ein nicht geringes Vetter-
 liches vñnd Christliches mitleiden
 haben vñnd tragen, alles Vorgefalle-
 ne als Christ und Vetter freundlich ver-
 gessen, ihre bekümmeruug hochuer-
 stendig bewegen vñnd beherzigen,
 und ihr auch ein Fürbittschreiben an den
 Kaiser senden, — Allein sie erhielt keins.
 Der Kurfürst hielt sich nun einmal von
 seinem gefangnen Vetter für unverzeihlich
 beleidigt, und glaubte nichts gewisser, als
 Johann Friedrich möchte ihm, wenn er
 wieder auf freien Fus käme, aus Rache
 nach dem Leben trachten, wie ehemals Grum-
 bach, mit dessen Einwilligung, gethan habe. —

Indes versuchte die betrübte Elisabeth noch mehr. Sie sprach die Herzoginn von Bayern und die polnische Königin Leonora, des Kaisers Schwester, dringend an, sich für ihren Gemahl schriftlich zu verwenden. Mit den Handschreiben vieler solcher fürstlichen Freunde und Freundinnen sandte sie den 21. April im Jahre 1568 den Doktor Martin Fehlin nach Wien.

Dieser langte Mittwoch am 12ten Mai, Mittags um ein Uhr dort an, gerade als die Türken, mit welchen der Kaiser damals in Krieg verwickelt war, eine Botschaft in die Stadt gesandt hatten. Den folgenden Tag übergab er dem Vicekanzler, Doktor Zastus, ein Schreiben seiner Herzoginn. Allein man war damals in Wien mit ganz andern Dingen, besonders mit den Angelegenheiten des Türkenkriegs, beschäftigt, daß man also für Bittschriften wenig Zeit hatte. In acht Tagen erhielt Fehlin vom Kanzler erst die Weisung, beim Obersthofmeister und Erbmarschall von Tyrol, Hans Trautsen, Freiherrn zu Sprechenstein und Schropfsen.

fenstein, sich um Audienz beim Kaiser zu bewerben. Hier verwies man ihn aber wieder zur Geduld, und so verzögerte sich denn die Audienz bis zum Pfingstmontag. Jetzt erst konnte Doktor Fehlin den Kaiser um Gnade für Johann Friedrich bitten, und die Noth der hochbekümmerten Herzoginn und deren unschuldigen jungen Herrlein vorstellen.

Die Antwort des Kaisers war, daß seine Antwort folgen sollte, so bald er die Schreiben gelesen, welche er dabei in die Hände nahm.

Doktor Fehlin erhielt indes die Erlaubnis, seinen Herzog im Gefängnisse zu besuchen, und sich besonders genau um die Gesundheit desselben zu bekümmern, welche damals sehr schwach war. Er reiste also Montags den 28. Juni 1568 nach Presburg, und ward, auf vorgezeigtes Schreiben, von dem kaiserlichen Kommissar sogleich vor den Herzog gelassen. Man kann denken, was dieser für Freude haben mußte, einen Boten seiner treuen Hausfrau vor sich zu sehen, der um seine Freiheit bitten sollte.

Bis

Bis zur Mittwoche, den 30 Juni blieb Fehlin bei dem Herzoge, der ihm dann zwei Schreiben an den Marschall Trautsen und den Kanzler Zastus, und für seine liebe Elisabeth etliche türkische Seidenzeuge mitgab. Als Fehlin in Wien ankam und nun dringend um Abfertigung bat, beschied man ihn den 5ten Juli in die kaiserliche Kammer, wo denn der Kaiser nochmals die Herzoginn bedauerte, ihre Bitte in Erwägung zu ziehen versprach und Doctor Fehlin einen Brief einhändigte, in welchem er die Herzoginn tröstet, daß es ihr und ihren innigen Herrlein an nothdürftigem Unterhalt nicht fehlen solle. Uebrigens aber hänge es nicht von ihm allein ab, ihren gefangnen Gemahl los zu geben.

Die bekümmerte Elisabeth gewann also durch diese Botschaft immer weiter nichts als leere Hofnungen. Ihre Noth gieng ihr nun immer mehr zu Herzen, ihre häusliche Lage mochte auch nicht die beste seyn, ia es mochte ihr oft wohl gar an manchen Bedürfnissen fehlen. Dies alles bewog sie denn in dem nämlichen Jahre noch einmal an den Kaiser und die Kaiserinn zugleich zu

zu schreiben. Beide Briefe waren wieder voll der rührendsten Bitten und der unzweideutigsten Aeußerungen von Anhänglichkeit an ihren Gemahl, den sie gewis mit einem demüthigen Fußfalle von dem Kaiser loskaufen zu können glaubte, wenn nur die Sorge für ihre armen Kindlein ihr die lange Reise nach Wien erlauben wollte. Allein ob sie gleich ihrem allergnädigsten Kaiser und Herrn sagte, daß ihr jämmerlicher Zustand ihr Tag und Nacht vor Augen schwebte und ihre Betrübniß täglich steige, wenn sie ihre verlassenenen Kindlein ansehe und sich der kränklichen Umstände ihres Gemahls erinnere — ob sie gleich Herz erschütternd hinzusetzt, daß ihr Elend nit Allein ein menschlich Herz sondern auch wo möglich ein stein erbarmen möcht — so würkten doch diese Briefe auch nicht mehr, als die mündliche Botschaft des Doktor Fehlin. Man bedauerte die arme Fürstinn und Mühme — versicherte, daß man bei aller vorfallenden Noth ihr Schutz und Gnade angebeihen lassen werde — daß die Loslassung des Herzogs aber nicht in des Kaisers Gewalt

walt allein stehe. Doch sollte die Sache nächstens auf einer allgemeinen Reichsversammlung in Frankfurt zum Besten vorgenommen werden.

Elisabeth bekam also einen Trost, wie sie ihn schon oft erhalten hatte — viel Worte und wenig Gehalt. — Doch bald zeigten sich etwas bessere Aussichten an dem trüben Himmel ihres Schicksals. Wenn sie nur nicht auch wieder verschwinden. —

Elisabeth hatte ihren Vater, Friedrich, Kurfürsten von der Pfalz, besucht. In Heidelberg that sie, nebst noch fünf Fürstinnen *) dem Kaiser einen Fußfall, der zwar gnädig aufgenommen wurde, aber ohne besondere Wirkung war. Ehe sie von Heidelberg abreisete, brachte ihr ein Herr von Bucha die erfreuliche Vorschafft, daß ihr Gemahl dem Kaiser und dem Kurfürsten seine Fehler in eigenhändigen Schrei-

*) Wer diese Fürstinnen waren, und ob sie den Fußfall in eignen Angelegenheiten oder als Fürbitterinnen für Elisabeth thaten? läßt sich aus der Urkunde, in welcher davon Nachricht gegeben wird, nicht bestimmen.

Schreiben demüthig abgebeten, und daß August nun selbst sich für ihn verwenden wollte. Beglaubte Personen am Hofe des Kurfürsten, sagte man ihr, hätten dies alles selbst gehört. Uebrigens meldete man ihr zu gleicher Zeit, ein vornehmer Rath des Kaisers habe sich neulich verlauter lassen, Herzog Johann Friedrichs Sache stehe wohl gut beim Kaiser, nur fehle es immer daran, daß man von Seiten der teutschen Fürsten nicht eifrig genug für ihn bitte.

Elisabeth, den Augenblick voll der frohesten Hoffnungen, wie es meist Unglückliche sind, wenn man ihnen nur einen Strohalm zum Festhalten reicht, meldete ihrem Vater die frohe Mähr von Eisenach aus am 31. August 1569 und legte eine Bittschrift bei, welche sie, ehe der Reichstag zu Frankfurt angehe, an alle Fürsten, die ihn bezögen oder beschickten, senden wollte. Ihr Vater, bat sie, möchte die Schrift durchsehen, und ihr die gebührlichen Titel und Namen aller Stände melden, damit sie dann sogleich Boten an sie senden könnte.

Die

Die faumseligen Fürbitten der teutschen Fürsten, welche sich nach ihrem ersten Schreiben (S. 176) nicht sonderlich mehr um den gefangnen Johann Friedrich und die hochbetrübte Elisabeth bekümmerten, waren gewis auch nicht wenig Schuld, daß das Schicksal dieser beiden Unglücklichen gar nicht sehr in Erwägung kam, und Johann Friedrich beklagte sich selbst darüber in einem Schreiben an den Kaiser (vom 2ten Sept. 1570.) worinn er ihn einen Vater der Wittwen und Waisen nennt, und bittet, sich seiner anzunehmen, da Niemand sein und der Seinigen Schicksal zu Herzen nehme. Man darf sich aber auch in mancher Rücksicht, sowohl über die faumseligen Bitten, als über die Härte des Kaisers, nicht allzusehr wundern, wenn man die Lage der Dinge genau überlegt.

Vaten die teutschen Fürsten allzubäufig um die Loslassung Johann Friedrichs, so schien es fast, als misbilligten sie die Strafe, welche ihm der Kaiser, als Landfriedensbrecher und widerspenstigen Aechter, zuerkannt hatte — es schien wohl gar, als sähen sie die Verbrechen des Herzogs gegen

den

den Kaiser und das Reich eben nicht für wichtig an — als wären sie wohl gar in diesem und jenem Punkte mit Johann Friedrich einverstanden. — Daß sie auch wirklich in diesen Verdacht kamen, wenn sie sich zu eifrig für ihn verwendeten, werdet Ihr weiter unten in einer Antwort sehen, die August auf die Fürbitten der drei geistlichen Kurfürsten gab. — Der Kaiser aber mochte auf so sparsame Bitten der Fürsten den Gefangenen nicht losgeben, sonst konnte es ja scheinen, als habe er sich in der Strafe übereilt und fühle es, daß dem Gefangnen zu viel geschehen sei — es es konnte scheinen, als ob er besonders den Plan, den Kurfürsten August zu veriaßen und zu ermorden, welchen doch Johann Friedrich nach den Aussagen der Zeugen wenigstens gewußt hatte, eben nicht so strafbar finde — ja es gab eben nicht das beste Beispiel, einen Aechter so leicht und so schnell zu begnadigen — auf diese Art konnte ieder den Einfall haben, dem Kaiser den Gehorsam aufzukündigen, wenn man sah, daß ein solches Verbrechen mit einigen Jahren Gefängnis abgethan war —
Diese

Diese wechselseitigen Bedenlichkeiten waren nun zwar nicht ohne Grund — allein die Hauptursache, warum Johann Friedrich hoffnungslos in seinem Gefängnisse schmachten mußte, war wohl Kurfürst August, der nun einmal von dem Herzoge nicht Gutes erwartete. Und wenn er ihm auch nicht öffentlich allemal entgegen war, so wirkte er doch am kaiserlichen Hofe gewis destomehr in geheim.

Der Reichstag, auf welchen der Kaiser die hochbekümmerte Elisabeth vertröstet hatte, wurde wirklich noch im Jahre 1570 gehalten, und nahm Johann Friedrichs Sache in reifliche Ueberlegung. Der Beschluß war, durch die Stimmen der Fürsten, und besonders die Fürbitten Johann Wilhelms für den gefangnen Herzog, günstiger, als alle bisherige Unterhandlungen. Man beschloß nämlich, den jungen Herrlein Johann Friedrichs ihren väterlichen Landesantheil wieder zu geben — dem Herzoge ein leidlicheres Gefängnis zu bewilligen, und ihn nur so lange noch darin fest zu halten, bis man sich über gewisse Punkte, bei der Zurückgabe seiner Länder

an

an seine Prinzen, vereinigt hätte. Auch erlaubte man es seiner Gemahlinn, ihn in seinem Gefängnisse zu besuchen.

Diese tröstliche Botschaft wurde der bekümmerten Elisabeth, im Dezember 1570, im Namen des Kaisers, gemeldet, und richtete sie doch in etwas auf. Nun kam es nur noch darauf an, daß ihr Gemahl diese günstige Wendung seines Schicksals durch unzeitige Hartnäckigkeit nicht etwa wieder verschlimmere. Da sie nicht gleich selbst zu ihm reisen konnte, so fertigte sie abermals den Doktor Martin Fehlin und den Sekretair Joachim Wöttich an ihn ab, mit dem Auftrage, ihn zu ermahnen: er solle doch ia bald dem Kurfürsten August seine Übertretung und böse Verführung bekennen, Bünde umb Verzeihung bitten, deshalb ein ganz freundliches klägliches brieflein schreiben, und ihm zu Gemüthe führen, daß, so wie Gott im Himmel, dem er seine Fehler abgeben, ihm verziehen habe, auch der Kurfürst ihm nun nicht weniger vergeben werde — besonders sollte er versprechen, daß er die, nach der Be-

la

lagerung von Gotha, abgeschlossenen Verträge treulich und fürstlich auf ewige Zeiten halten wolle. — Eben so möchte er auch der Kurfürstinn alles abbitten, wodurch er dero geliebten Herrn vnd Gemaheln erzurnet.

Würde der gefangne Herzog diesen Rath nicht befolgen wollen, so möchten die Gesandten ihm vorstellen, daß er dadurch die unaufhörliche Bekümmernis und das schwere Kreuz seiner Gemahlinn nur vermehren, und sich den teutschen Ständen nicht als einen standhaften, sondern als einen hartnäckigen Mann, zeigen würde.

Johann Friedrich befolgte den guten Rath seiner Gemahlinn, aber ohne sonderliche Wirkung. Der Kurfürst blieb dabei, den Herzog nicht auf freien Fuß kommen zu lassen. Alles, was er ietzt für ihn that, war, daß er auf dem Reichstag zu Speier besonders die Wiedereinsetzung der Söhne des gefangnen Herzogs, Ernst und Kasimir, in ihre väterlichen Länder, aus allen Kräften beförderte.

Einige Zeit drauf, den 23 Mai 1571, schrieben auch die drei geistlichen Kurfürsten,

sten, Daniel zu Mainz, Jakob zu Trier und Salentin zu Köln, von Bingen aus an Augusten, und baten ihn, Johann Friedrich wieder zu begnadigen. Allein sie erhielten eine Antwort, die weder ihnen, noch dem Gefangnen, angenehm seyn konnte.

Die Fürbitte für seine Feinde und Widerwärtige, schrieb der Kurfürst von Stolpen aus, die ihm nach Landen, Leuten, fürstlicher Ehre und guten Leumund gestanden hätten, wie Johann Friedrich und andere, kämen ihm etwas befremdend vor, und er könne nicht einsehen, was für große Hoffnungen die geistlichen Kurfürsten und sonst männiglich daraus schöpfen könnten, solche Verbrecher auf freien Fuß zu sehen*) Ihre mißhandlung, vund dem ganzen Reich Hochscheddliche vorbrechung lägen ia öffentlich am tage. Wäre er Willens gewesen, ihn ie
wie.

*) Erinnert Euch hier dessen, was ich Euch (S. 186) von den Ursachen sagte, warum die teutschen Fürsten nicht gern allzubringend um Johann Friedrichs Loslassung baten.

wieder los zu lassen, so würde er jetzt nicht erst so thätig den Prinzen Ernst und Kasimir zu dem Landesantheil ihres Vaters verholten haben. Was er dem Herzoge in Dresden, ehe er nach Wien geschafft wurde, versichert habe, nämlich, daß er sich wohl als ein Christ im Herzen gegen ihn verhalten, die Rache aber Gott befehlen und es bei der Strafe der weltlichen Dbrigkeiten bewenden lassen wolle — dabei möge und solle es auch bleiben.

Diese wiederholten abschlägigen Antworten hätten nun, sollte man meinen, die bedrängte Elisabeth wohl ganz abschrecken mögen, ie wieder eine Feder für ihren Gemahl anzusetzen — aber was thut eine bekümmerte Gattin nicht, der das Wohl ihres Mannes am Herzen liegt.

In Presburg, wo Johann Friedrich als Gefangner lebte, entstand damals ein großes Feuer, welches den Herzog so erschreckte, daß er eine schwere Krankheit bekam. Kummer, Sorgen und Mangel an Bewegung und freier Luft hatten ohnedem schon seinen Körper geschwächt und es bedurfte also keiner großen Krankheit, um ihn vollends

lends zu zerstören — Ueberdies wütheten damals auch ansteckende Krankheiten in Oesterreich und so ward denn die Gefahr für den Herzog noch größer. Wie mochte nicht der armen Elisabeth zu Muthe seyn, als sie diese Hiobsposten hörte? Kann man es ihr verdenken, wenn sie nochmals die Feder ergriff, ihren Gemahl sich zu erbitten.

Demüthig flehte sie den Kurfürsten, daß er für ihren Gemahl, in dieser Gefahr des Todes, sich verwenden, und es wenigstens dahin bringen möchte, daß er an einen andern Ort, und zwar an den kaiserlichen Hof, nach Wien geschafft würde.

August antwortete den 24. Nov. 1571. von Lochau aus, in einem bitteren Tone, daß er sich für ihre Söhne verwendet habe, ob man es gleich um ihn nicht verdienet — die Bitte für ihren Gemahl aber könne dem Herkommen und allen Umständen nach nicht geschehen. —

Ich sehe Euch junge Freunde! lezt ganz unwillig auf den hartherzigen Kurfürsten, der auch gar nichts für seinen Feind thun wollte — und Ihr meint, er müsse das

N

Na

Kapitel von der Liebe gegen seine Feinde in der Moral nicht sonderlich studirt haben. Ihr habt recht. Der Kurfürst verfuhr gewis zu hart mit Johann Friedrichen — aber wenn es nun wirklich erwiesen war, daß Johann Friedrich um die mörderischen Anschläge Grumbachs gegen das Leben des Kurfürsten wußte, und sie sogar billigte, (wie dieser denn nach allen Beweisen, die er in den Händen zu haben glaubte, nicht daran zweifeln mochte) mußte er da nicht fürchten, Johann Friedrich möchte doch wohl noch Rache im Herzen tragen, und sie, wenn er frei würde, an ihm auslassen — Grumbachs Anhang war auch nicht ganz vertilgt — wie bald fanden sich nun Aufbezer und Ohrenbläser, die den Herzog zur Rache verleiteten — Johann Friedrich war ein schwacher, leicht zu überredender Mann, wie bald konnte man diesen, besonders wenn man ihn auf sein trauriges Schicksal aufmerksam machte, zu allem überreden. — Ueberdies, wer weiß denn, was die geheimen Kanzleischriften, welche man auf dem Grimmenstein fand, für Nachrichten und Pläne enthielten, die es
der

der Klugheit des Kurfürsten auflegten, lieber ein wenig zu streng, als zu nachsichtig zu seyn. — Doch dies sind alles nur Vermuthungen. Ganz läßt es sich nicht entscheiden, ob nöthige Vorsicht, oder persönlicher Haß den Kurfürsten August zu der Härte, die in seinem ganzen Verfahren gegen Johann Friedrich liegt, bestimmten. —

Indes mochte er nun Ursachen haben, welche er wollte, so blieb Elisabeths Lage doch immer gleich traurig. — Sie erlangte nun einmal die Freiheit ihres Gemahls nicht. — Was blieb ihr also noch übrig, als, der kaiserlichen Erlaubnis gemäß, auf einige Monate ihren Johann Friedrich zu besuchen.

Sie reiste also den 16 Juni 1572 von Eisenberg, wo sich ihre Prinzen mit ihrem Hofmeister, Hanns Bruno von Pöllnitz, aufhielten, und machte sich auf den Weg nach Wien, wo sie denn dem Kaiser und der Kaiserinn ihr Anbringen abermals beweglich vortrug. Die Antwort war wie immer, daß die Befreiung des Herzogs, nach dem Beschlusse des speierischen Reichs-

tages, vorzüglich von dem Kurfürsten August abhängen, und daß sie also mit diesem einig zu werden suchen müsse.

Elisabeth schrieb sogleich ihrem Vater, dem Pfalzgrafen Friedrich, daß er auß neue ihres Gemahls sich annehmen, und besonders ihre Freunde, die Fürsten zu Brandenburg, Hessen, Jülich und Braunschweig dahin bringen möchte, daß sie sich bei Augusten für sie verwendeten. Da schreckliche Ungewitter mit Regengüssen die Donau und alle Flüsse so angeschwellt hatten, daß die Posten nicht fortkonnten, Elisabeth aber viel zu ängstlich für ihren Gemahl besorgt war, als daß sie die guten Wege hätte abwarten sollen, so sandte sie ihren Sekretair Gottich, als Eilboten, mit einem Handbrieflein an ihren Vater, der denn auch alle Vorschläge seiner Tochter befolgte, und besonders auf ihre Bitten, die Råthe zu Erfurt, welche die Landestheilung zwischen Johann Wilhelm und den beiden Prinzen Ernst und Kasimir besorgten, dringend um Beschleunigung ihrer Geschäfte bat. Dies war besonders nöthig, weil Johann Wilhelm bisher nur für sie, ihren Gemahl und ihre

ihre Kinder eine bestimmte Summe zahlte, welche nicht hinreichte. Kam nun die förmliche Theilung nicht bald zu Stande, so hatten dann ihre Prinzen viel Schulden zu bezahlen, besonders weil sie seit einiger Zeit mit ihrem Gesinde in Wien sich aufhalten mußte, wo denn, wie sie schreibt, ein Zimliches mehr aufginge, dann vorhin, welches denn ihren Söhnen allein aufwachsen, vnd vielleicht nit zu erschwinden sein wurde.

Der Kaiser kam um diese Zeit von der ungarischen Krönung, und wollte nun zur böhmischen Krönung nach Prag reisen, und seinen Winteraufenthalt dort nehmen. Diese Gelegenheit benutzte Elisabeths Vater, und schrieb ihm den 25 Aug. 1572, er möchte doch den gefangnen Herzog mit nach Prag nehmen, wo die Ausföhnung mit dem, daselbst anwesenden, Kurfürsten August gewis schnell zu Stande kommen werde. Denn bliebe der Gefangene in Neustadt, so möchte es grose Unkosten, beschwerliches Hin- und Herreisen und viel Zeit erfordern, ehe die Ausföhnung zu Stande kommen könne.

Wiec

Vier Wochen drauf erfolgte die kurze Antwort, daß die Reise nach Prag noch ungewis sei, und daß es besser wäre, Johann Friedrich bliebe in Neustadt. —

Wieder eine Fehlbitten, und nichts als Fehlbitten, deren noch verschiedene einliefen. Elisabeth schrieb nochmals an den Kaiser und die Kaiserinn, und fügte dem Brieflein an letztere auch ein Buchlein Quittensafft bei. — Aber das half alles nichts. Man las die Briefe, und lies sich den Quittensafft wohl schmecken, ohne der guten Elisabeth zu helfen. Der Kaiser ermahnte sie immer wieder zur Geduld — die Kaiserinn that das nämliche, bedankte sich gnädiglich für den Quittensafft, den sie zu ihrer und ihres Gemahls Leibesnothdurft anwenden wollte, und erbot sich gar höflich zu Gegengesäligkeiten.

Auch der Pfalzgraf Friedrich am Rhein, der Markgraf zu Brandenburg, der Herzog von Jülich und der Landgraf Wilhelm zu Hessen, suchten im Oktob. 1572 den Kurfürsten schriftlich zur Vergebung zu bewegen. Abermals Fehlbitten, die noch dazu

dazu alle Hoffnung für die Zukunft benahmen, weil der Kurfürst ausdrücklich sagte, daß er sich aus gantz erheblichen hohen wichtigen Ursachen hierüber Inn etwas ferner nicht einlassen könnte. *)

Elisabeth hatte sich indes im Juni 1572 von Wien nach Neustadt zu ihrem Gemahl begeben, bei welchem sie sich einige Monate, laut des kaiserlichen Befehls, aufhalten konnte. Die Beamten, welche den Befehl unrecht verstanden, wollten ihr den Aufenthalt auf der dasigen Burg nicht länger, als einen Tag und eine Nacht, gestatten. Elisabeth berichtete dies dem Kaiser, und bat zugleich, daß man ihrem Gemahl einen weitem Spaziergang einräumen möchte. Sie erhielt bald den Trost, daß die kaiserlichen Beamten das Schreiben missverstanden hätten, und nun angewiesen wären, ihr einen längern Aufenthalt zu gestatten; die Erweiterung des Spazierganges aber wurde ihr abgeschlagen, weil sie
ia

*) Vielleicht bestimmten ihn dazu die geheimen Kanzleipapiere. (S. 177)

ia außerdem schon genug Liebes und Gutes vom Kaiser erhalte.

Im folgenden Jahre 1573 erfolgte endlich die obenerwähnte Landesheilung zu Erfurt, nach welcher Johann Kasimir und Johann Ernst, *) die noch lebenden Prinzen des gefangnen Herzogs, mit den Ländern ihres Vaters belehnt wurden, die Erhaltungsgelder für ihren Vater davon bezahlen mußten, und die Hofnung zur Kurwürde und den dazu gehörigen Landen, für sich und ihre Erben, nur auf den Fall erhielten, wenn der Kurfürst und Johann Wilhelms Söhne ohne männliche Erben versterben sollten. Ein harter Punkt, den aber die unmündigen Prinzen eines gefangnen Fürsten sich wohl gefallen mußten. **) — Im Jahr 1575 wurden sie erst

*) Der älteste Prinz Friedrich war kurz vorher gestorben.

**) Das Theilungsgeschäft besorgten der Markgraf Friedrich von Brandenburg, und der Landgraf von Hessen, nebst einigen kaiserlichen Kommissarien. Diese und die noch übrigen Rätthe bekamen zusammen für ihre

förmlich mit den Ländern ihres Vaters belehnt.

In eben diesem Jahre starb auch Kaiser Maximilian, ohne weiter etwas für Johann Friedrichen gethan zu haben, als Versprechungen. Sein Sohn, Rudolf der Zweite, erlangte die Kaiserkrone, und bemitleidete den gefangenen Fürsten vom Herzen. Das war aber auch alles, was er für ihn that, oder vielleicht thun konnte. — An Versprechungen und gnädigen Versicherungen ließ er es so wenig fehlen, als sein Vater. Allein diese halfen leider nichts, so lange der Kurfürst August darauf bestand, Johann Friedrichen fest zu halten.

Außer

re langen und großen Bemühungen von beiden fürstlichen Theilen folgende Geschenke: 1 Hirsch, 6 Eimer Frankenwein, 6 Eimer Neustädter Bier, $\frac{1}{2}$ Centner Karpfen und 2 Erfurter Malter Hafer. Außerdem erhielt ieder noch eine güldne Kette von 152 Goldgülden, und die 6 Sekretarien zusammen 100 Thaler. — Das waren damals übergroße Geschenke. —

Außer mehreren teutschen Reichsständen, welche bei Rudolphen außs neue für den gefangnen Herzog sich verwendeten, that auch der Erzherzog Karl von Oesterreich lebhafteste Fürsprache. — Es erfolgten aber nichts, als Versicherungen von Huld und Gnade gegen den Gefangnen, und von besondern Ursachen, warum man ihn vor der Hand seines Gefängnisses nicht entlassen könne. — Und hinter diesen besondern und wichtigen Ursachen steckte Niemand, als Kurfürst August. Bald hatte dieser einen Schimmer von Hoffnung der bebrängten Elisabeth und ihrem Gemahl gegeben — bald wieder alle Hoffnung benommen, unter dem triftigen Vorwande hochwichtiger Ursachen, die es ihm nie erlaubten, sich ie wieder in irgend eine Unterhandlung, des gefangnen Herzogs wegen, einzulassen. — Jetzt sprach er auf einmal öffentlich in einem Tone, als sei er längst zur Versöhnung bereit gewesen, wenn nur der Gefangne den Anfang machen wollte; aber weder dazu, noch zu einem billigen Vertrage, habe er bis jetzt Johann Friedrichen bewegen können.

Allein

Allein wenn man hier ein Schreiben Johann Friedrichs (vom 17. Dez. 1582.) ließt, und ihn bitterlich darinn klagen hört, daß er, in den vierzehn Jahren seiner Gefangenschaft, oft an den Kurfürsten geschrieben, und um Gnade gebeten, aber — auch nicht eine einzige Antwort — erhalten habe — was soll man da von der Versöhnlichkeit Augusts und von den hochwichtigen Ursachen denken, aus welchen er ihn nicht frei lassen konnte? —

Schon dieses Schweigen auf alle Briefe kränkte natürlich den gefangnen Herzog. — Aber noch härter giengs ihm zu Herzen, als er von der Sage hörte, daß er sich mit dem Kurfürsten nicht habe versöhnen wollen. Sogleich stellte er im Novemb. 1582. dem Kaiser seinen Kummer darüber vor, daß ihn der Kurfürst als einen Mann schildere, der von Keinem Vertrag, Friedt oder Handlung hören, noch sich damit einlassen wolle, und bat, der Kaiser möchte dem Kurfürsten und ihm selbst anbefehlen, sich mit einander zu vertragen. Auch forderte er es gleichsam als eine

eine Pflicht der Menschlichkeit, daß man ihm erlauben möchte, mit seinen freundlichen lieben Söhnen, die ihn nun Balt in 16 Jahren nit gesehen, in irgend einer östereichischen Stadt zusammen zu kommen. — Allein ob er gleich am Schluß seines Bittschreibens den Kaiser einen zum schutz, Hülff auch Trost der Armen verlassenen Witwen sampt waisen Verordneten nennt, so war und blieb seine Bitte doch eine Fehlbitte.

Erst drei Jahre drauf, da verschiedene geistliche und weltliche Fürsten eigne Gesandten an den Kaiser schickten, ihm vorzustellen, daß Johann Friedrich in einer achtzehnjährigen Gefangenschaft doch wohl nun genug gebüßt habe — daß sein Prinz Kasimir indes mit des Kurfürsten Augusts Prinzessin vermählt, und dadurch Hofnung zum Frieden beider Familien gegeben worden sei — erst dann kam der Beschluß zu Stande, Johann Friedrichen frei zu lassen, wenn er eine ziemlich harte Kapitulation unterschreiben wollte.

Nach dieser sollte er bei seiner fürstlichen Ehre und Würde und bei dem
 Wor.

Worte der ewigen Wahrheit versichern, die, für seinen Ungehorsam erlittene Strafe, nie rächen zu wollen, weder durch sich selbst, noch durch einen andern, weder heimlich noch öffentlich — sondern vielmehr gegen den Kaiser und Kurfürsten immer dankbar zu seyn — bei seinen Söhnen sich aufzuhalten, nie aus dem Lande zu reisen, und von seinem Gehalte alles, auch sogar seine Reisen im Lande zu bestreiten — nie wieder in Regierungsangelegenheiten sich zu mischen, alles genau zu halten, was er in der Gothaischen Kapitulation versprochen hätte — und dem Kaiser iederzeit und an iedem beliebigen Orte Rede zu stehen. — Uebrigens sollten auch die vermittelnden Fürsten für die beständige Befolgung dieses Vertrags haften. —

Die Gesandten schickten diese harte Erklärung ihren Herren nud Johann Friedrichen zu. Dieser genehmigte das meiste und die gar zu harten Punkte hoffte erschon noch gemildert zu sehen. „Unter langwierigem Elend“ so sagte er in seiner Antwort, „bin ich endlich dem Alter nahe, wo es mir nun daran liegt, ruhig und son-

sonder Prunk und weltlicher Herrschaft mein Leben zu beschliessen. — Daß ich aber wider alle Ordnung Gottes und der Natur, meinen Kindern unterthänig seyn, und meinen nothdürftigen Unterhalt von ihnen empfangen soll, kommt mir doch bedenklich vor. — Mein Vater war auch ein fünfjähriger Gefangner, aber endlich erhielt er doch mit der Freiheit auch zugleich die Regierung wieder. — Nach einem achtzehnjährigen Gefängnis, in den Landen meiner Kinder, gleichsam aufs neue eingesperrt zu seyn, dünkt mich fast noch härter, ja im teutschen Reiche unerhört. Nächst Gott ist es doch im Zeitlichen Leben die höchste ergößlichkeit, seine Freunde zu besuchen. — Lange Jahre war mir diese Freude nicht vergönnt, und auch nun soll sie mir entzogen werden?“ —

„Daß ich Verzicht leisten soll auf Dinge, die man meinen Söhnen entzogen und andern gegeben hat, kann man von mir auch nicht verlangen — da würde ich unverantwortlich handeln, und den Schein geben, als ob ich der väterlichen, mir so tief eingepflanzten, Liebe und Treue un-

mei-

meiner zeitlichen Wohlfarth willen vergessen sollte. — Nicht Selbstherrschaft verlange ich, nur bedinge ich mir die Erlaubnis aus, meinen Söhnen mit Rath und That beizustehen. Ubrigens verspreche ich, immer getreu und ehrerbietig gegen den Kaiser und das Reich mich zu benehmen, und hoffe, daß man mich meines Kerkers entlassen werde.“

Das war nun zwar männlich und brav — aber leider ebenfalls in den Wind gesprochen. — Kann man es dem armen Manne verdenken, wenn er nun sein Gefängnis, in welchem ihm so oft recht wohl und behaglich gewesen war, jetzt unerträglich fand. Zwar fand er an seiner lieben Elisabeth, der man es erlaubt hatte, ganz bei ihm im Gefängnisse zu bleiben, eine treue und zärtliche Gefährtin seines Kummers, welche mit ihm betete, in der Bibel mit ihm las, und Trost aller Art ihm gab — auch hörte er immer gute Nachrichten von seinen Kindern, daß sie besonders in Wissenschaften und Gottesfurcht täglich zunähmen. — Allein die trüben Aussichten in die Zukunft, welche sich nun vollends ganz

ganz verschleierte — und der Mangel an Geld zu den nöthigsten Bedürfnissen, der, wegen unordentlichen Zahlungen seines Jahrgehaltes, nicht selten eintrat, machten ihm jetzt unendlich viel Noth.

Seine eben so kluge und standhafte als demüthige Antwort, auf die ihm vorgelegte Kapitulation, half nichts. — Mehrere Fürsten nahmen sich aufs neue seiner an, aber ohne Erfolg. — Der Landgraf Wilhelm von Hessen Kassel schrieb sogar eigenhändig an den Marschall Trautson, und den Reichs-Vizekanzler D. Wieheuser, und that ihnen im Febr. 1586. den Vorschlag, daß der Kaiser Johann Friedrich eine fürstliche Residenz bestimmen, die Acht aufheben, einen sichern Unterhalt ihm reichen, und ihm erlauben möchte, seine Freunde im teutschen Reiche zu besuchen. — Abermals umsonst. —

Das Jahr drauf starb der so unerbittliche Kurfürst August, welcher aus hochwichtigen Ursachen, wie er immer vorgab, seinen gefangnen Vetter nicht freilassen mochte. — Der Tod, der ienen abrufte, schien zugleich diesem die Schlüssel zur Eröffnung

Öfnung seines Gefängnisses zu reichen. —
 Johann Kosimir nahm sich auch der Sache
 seines Vaters mit alle dem Eifer an, der
 ein Kind für seine Aeltern beseelen mus —
 und Johann Friedrich — blieb mit seiner
 Elisabeth in seinem Kerker. —

Johann Friedrichen waren, zu seinem
 Unterhalt im Gefängnisse, jährlich 15,000
 Thaler ausgesetzt, welche sein Bruder, Jo-
 hann Wilhelm, zahlen mußte. Allein die-
 ser fand den Gehalt zu hoch und zu be-
 schwerlich. Er gab auch deshalb zwischen
 den Jahren 1573 und 1575 mehrmals
 Vorstellungen dagegen ein, und brachte es
 endlich so weit, daß der Jahrgehalt auf
 12,000 Thaler herunter gesetzt wurde. Das
 machte nun dem Gefangnen schon einen
 ziemlichen Unterschied, besonders da er
 auch die Gelder nicht richtig erhielt. So-
 bald aber seine Prinzen mit dem väterlichen
 Antheil belehnt worden waren, mußten die-
 se die Zahlung an ihren Vater leisten,
 und dies brachte sie denn in eine fast un-
 erschwingliche Schuldenlast. Sie konnten
 aber immer nicht richtig zahlen und über-
 dies waren die bestimmten Summen für den

D

Auf-

Aufwand des fürstlichen Gefängnisses nicht hinreichend, der Gefangne mußte also Schulden machen, und litt, wie ich Euch schon erzählt habe, oft Mangel an den unentbehrlichsten Bedürfnissen. Kaiser Rudolf schrieb deswegen selbst an Johann Kasimir nach Koburg, und erhielt auch die Versicherung, daß künftig nicht allein die strengste Ordnung gehalten, sondern sogar die rückständigen Gelder ausgezahlt werden sollten. Allein es blieb beim Versprechen. Die Zahlungen fielen so unordentlich wie vorher, und verursachten dem armen Johann Friedrich nicht wenig Kummer und Noth. Seine Schulden stiegen bis zu 40,000 Gulden, *) und doch litt er dabei

*) Johann Friedrich erhielt zwar große Summen in seinem Gefängnis, und die 28 Jahre, welche er darinn zubrachte, kosteten seinem Lande über 500,000 Gülden; aber sie wurden nicht richtig ausgezahlt, und so konnte denn auch immer keine ordentliche Eintheilung gemacht werden. War kein Geld mehr da, so mußte Johann Friedrich, wenn er nicht gar hungern wollte, borgen. Da fanden sich denn bald unbarmherzige Mäkler, die sich an seinem Un-

dabei fast täglich Noth. Der Erzherzog
Ernst, dem er seinen Kummer klagte, be-
D 2 mit-

Unglücke zu bereichern suchten, und (wie man aus einem Briefe sieht, der weiter unten vorkommt) nicht etwa 10 vom Hundert, sondern 15, 20 und mehrere Thaler Zinsen nahmen. — So mußten freilich die Schulden wachsen und auch die größten Summen bald aufzehren. — Daß man ihn auf alle Art zu bevorzugen suchte, sieht man auch besonders aus folgender Anekdote, die er selbst in einem eignen Aufsatze erzählt. Im Februar 1592 läßt sich ein gewisser Christoph von Haim durch Wolf Grafensteiner bei ihm melden, unter dem Vorgeben, daß er, als kaiserlicher Kommissar, etwas mit ihm zu sprechen habe. Der Herzog ist eben krank, und läßt Haimen sagen, daß er nichts von ihm wisse. Den Sonntag zur Fastnacht, da sich der Herzog gerade einen Schaden am Schenkel hat verbinden lassen und Niemand, als die treue Elisabeth, im Zimmer ist, treten, Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr, Christoph Haim und Wolf Grafensteiner unangemeldet und mit zorniger Geberde ins Zimmer — Johann Friedrich erschrickt, fragt, was sie wollen und reicht beiden die Hand. Haim aber redet im barschen Tone den Herzog an, daß es sich nicht

mitleidete ihn zwar, aber doch verlangte er auch im Septemb. 1589 den Sold einiger

nicht schicken, ihn, als einen kaiserlichen Gesandten, vor der Thüre abzuweisen — der Herzog habe jetzt von seinem Sohne 5000 Gulden erhalten, und diese solle er, Christoph Haim, nun auf kaiserlichen Befehl in Empfang nehmen, um die Wache zu bezahlen — Johann Friedrich weigert sich, das erhaltene Geld, welches nur 1000 Gulden betrug, dem fremden Manne zu zahlen, und so kömmt es denn zu einem heftigen Wortwechsel. — Auf eine Lügen gehört eine Maulschelle, sagt Johann Friedrich, und zeigt ihm die aufgehobne Faust — das nimmt Haim stark übel, und macht einen entsetzlichen Lärm, über welchen die Herzoginn, die in der Angst ihrem Gemahl zu Hülfe eilt, so erschrickt, daß man ihr Arznei eingeben muß. Haim droht mit Klage beim Kaiser — der Herzog thut das nämliche — darnach hat Haim angefangen zu Petzen (heißt es in der Urkunde) und zeigte einen Zettel vor, den er für einen kaiserlichen Befehlsausgab. — Der Herzog verlangte, ihn zu befehen — Haim verweigerte es, las fort, und warf dem Gefangnen noch einige ungerechte Beschuldigungen an den Hals, die die

ger rückständigen Monate für die 30 Mann Leibwache, welche ihm gegeben worden waren.

Schon gieng ins dritte Jahr, daß Johann Friedrich und die Seinigen im Gefängnisse fast täglich kein Geld hatten. — Er

dieser mit verächtlichem Stillschweigen beantwortete. — Der Herzog wiederholte seinen Willen, den Befehl zu sehen, Haim verweigerte ihn. Da sagte denn Johann Friedrich: daß ihm wohl ein Schreiber in Koburg den Befehl geschrieben haben möge, ohne daß sein Herr etwas davon wisse — Er, der Herzog, fürchte sich vor nichts und nehme Gott zum Richter; wolle Haim ihn beim Kaiser verklagen, so möge er ihm die Hand drauf geben — er wolle dann das nämliche thun. „Das hatt er sich aber geweigert, (schließt die Urkunde) Da bin ich von Im gangen, Vnnd in (ih) Brument lassen auß gehen, Vnnd wie er toll ist rein gangen, ist er Toricht wieder auß gangen. Hernach habe ich mein Cammer Junkher Hauboldt Blanken zu Im geschickt, vnnnd die Artikel in den Zeddel begert? Hatt er gesagt, es ist gut vnnnd mir nichts geschickt u. s. w.

Er schrieb also den 21. Sept. 1589. dem Erzherzoge geradezu: „Er habe vor der Hand nichts, und wisse auch nicht, wo er etwas hernehmen solle — was er täglich brauche, müsse er borgen — kein Mensch wolle ihm mehr Kredit geben. — Sobald er Geld erhalte, wolle er die Garde zwar bezahlen, aber instünftige, dies wolle er Hiemit rünnrt erklet haben, möchte der Kaiser selbst für den Sold seiner Leute sorgen.“ Der Kaiser erinnerte nun zwar abermals den Herzog Johann Kasimir, die Zahlungen richtig zu leisten. Allein dieser hatte, wie er schrieb, einem Ritter Hans von und zu Pernstein 15,000 Thaler geliehen, und keine Zinsen davon erhalten. Könne der Kaiser diesen vermögen, daß er Kapital und rückständige Interessen zugleich zahle, so solle sein Vater beides den Augenblick erhalten.

Gefangen zu seyn, und Mangel zu leiden — ist ein hartes Schicksal — aber auch in der freien Uebung der Religion dabei gekränkt zu werden, verbittert einem Manne, der diese schätzt, vollends das Leben. So gieng es Johann Friedrichen,
 der

der selner Religion mit ganzer Seele anhieng. Als Fürst, der den Reichsgesetzen zuwider gehandelt hatte, schmachtete er im Gefängnisse — dawider konnte wohl die Billigkeit so manches, aber das teutsche Recht nicht viel einwenden; — daß man ihn aber nicht nach den Sitten seiner Kirche im Gefängnisse leben lassen wollte, — dawider empörten sich Recht und Billigkeit. Die Geislichkeit war es, welche ihn und die Seinigen besonders drückte, und ihm so manche Stunde Kummer verursachte. „Zwei und zwanzig Jahre“ schrieb er dem alten Herrn von Harrach, im Mai 1589 „habe er nun freie Religionsübung im Gefängnisse genossen — jetzt wolle man ihm, außer allem schon erduldeten Elend, auch darinn entgegen seyn — er sehe wohl, daß er Auch nuhmer der Clerisey, ein spieß in augen werde, und bitte deshalb dringend, ihn zu entlassen, da er ia in seiner Heimath auch zu essen habe.“

Die Neckereien der Geislichkeit ließen indes nicht nach, da man es ihr von oben herein nicht untersagte, und Johann Friedrich sah sich genöthigt, im April 1590
aber

abermals bei dem Kaiser selbst bittere Klage deshalb zu führen, daß man mutwilliger weiß seinem Prediger in sein Amt gefallen, Ihm in die Predigt geredt, und nicht wollen lassen sein Sermon aufführen — daß man die verblichenen Seinigen nicht auf dem gemeinen Kirchhofe begraben wolle, u. s. w. — Am Schluffe des Briefs stellt er nochmals seinen elenden kümmerlichen Zustandt vor, daß er täglich Mangel leide, und ihm die nöthigen Viktualien nicht gereicht würden.

Das half aber alles nichts, denn es schien fast, als ob man der ewigen Klagen müde, oder wenigstens gleichgültig dagegen geworden sei. Kurz vor diesem Briefe hatte er die Burg in Neustadt räumen, und das Zeughaus beziehen müssen, weil der Erzherzog Maximilian seine Residenz in der Burg nehmen wollte. — Dieses neue Gefängnis war nun so feucht, daß sein Prediger nicht einmal ein Buch darinn erhalten konnte, und also äußerst ungesund. Johann Friedrich beklagte sich auch darüber in dem eben angeführten Briefe, aber umsonst. Sein Sohn, Johann Ernst, dem er ver-

ver-

vermüthlich seinen elenden und ungesunden Kerker geschildert haben mochte, tröstete ihn deshalb, und erbat sich vom Kaiser die Erlaubnis, seinen Vater im Gefängnisse, wenigstens auf einige Zeit, besuchen zu dürfen, wenn man ihn nun einmal nicht entlassen wolle. Man erlaubte es beiden Prinzen, ihren Vater auf einen Monat, und nicht länger, zu besuchen. — Sie reisten auch wirklich 1591 zu ihm ins Gefängnis und Johann Ernst nahm sogar seine Braut Elisabeth, die Tochter des Grafen Johann zu Mannsfeld, mit, um sich in Gegenwart seiner Aeltern trauen zu lassen — welches auch nachher geschah. — Aber leider fanden sie ihren Vater in einem traurigen Zustande, kränklich am Körper, schwach für Alter, und allem Anschein nach, seinem Ende ziemlich nahe. —

Das war ein erschütternder Anblick für rechtschaffne Söhne. — Die Noth ihres Vaters griff ihr zärtliches Herz an — sie wagten es, noch eine Fehlbitte zu thun — d. h. dem Kaiser die Noth ihres Vaters vorzustellen. — In verschiedenen Schreiben

ben meldeten sie ihm, daß ihr unglücklicher Vater schon im drei und sechzigsten Jahre stehe, und in grosse schwach vndt Machtlosigkeit gerathen sei, — daß man ihn doch In der Langwirigen Custodia dem ganzen Fürstlichen Hauße zue Sachssen zue spott nicht sterben oder verderben Lassen werde — daß Johann Friedrich ia sein Kreuz vndt betrübten Zustande gehorsamlich Anß gestandenn — daß sein Haushalt, der grosen Kosten ohngeachtet, doch schlecht sei, und das Land ohnedem auch diese Kosten künfftig nicht mehr tragen könne —

Die Antwort war: daß man der Sache ferner nachdenken, und sich mit den Fürsten des Reichs deshalb besprechen wolte — ein Trost, der ihnen und ihrem Vater und ihrer Mutter nun wohl hundertmal schon war gegeben worden, der also auch nichts weiter sagen wollte, als: Johann Friedrich ist und bleibt Gefangner. —

Gute Kinder lassen sich aber keine Mühe verbriessen, wenn das Glück ihrer Aeltern

tern auf dem Spiele steht — so auch Ernst und Kasimir. — Gelingt es hier nicht, so gehts vielleicht dort, dachten sie, und beschlossen, sich an den Herzog Friedrich Wilhelm zu wenden, der, seit Augusts Tode, als Landesverweser, zu Torgau regierte. Dorthin sendeten sie im Jahre 1592 ihren Kanzler, Michael Wirth, den Ritter Moriz von Heldrit und den Kanzler Johann Laub, mit Bitten um Verwendung für ihren Vater. — Die nämlichen Bitten wiederholten sie am Berliner Hofe — die nämlichen in den Jahren 1593 und 1594 bey allen Ständen des teutschen Reichs. — Man versprach ihnen alles, und hielt nichts. Die einzige Gnade, welche man dem gefangnen Herzog angedeihen ließ, war, daß man ihm erlaubte, täglich einige Stunden mit dem Oberkommissar, dem Gardehauptmann und einigen Gardisten spaziren zu fahren —

=====

Johann Friedrich verliert durch den
Tod seine Elisabeth und stirbt bald
nachher als Gefangner.

Johann Friedrich sah also keine Erlösung vor sich. — Kränklich und schwach näherte er sich den siebenziger Jahren, verließ von allem, nur nicht von den Erbschaften der Religion und seiner Elisabeth. Die erstere konnte ihm natürlich durch nichts geraubt werden — beschränkte man ihn auch in der Ausübung derselben, so vermochte man es doch nicht, sie ihm aus dem Kopf und Herzen zu reißen. — Aber seine Elisabeth, die so treu alle Bürden des Alters, der Krankheit und des Gefängnisses mit ihm getragen hatte, konnte ja die Hand des Todes ihm entföhren. — Und sie erschien auch diese eisfalte, längst gefürchtete Hand, und berührte unbarmherzig seine fromme Gattinn. — Am 8ten Febr. 1594 schied Elisabeth in ihrem fünfundsünfzigsten Lebensjahre aus einer Welt, wo es keinen Frieden mehr für sie gab, in die Wohnungen des ewigen Friedens. Ihr innigster Wunsch,
ihren

ihren Johann Friedrich frei zu sehen, ward ihr nicht gewährt. — Aber daß der Tod auch seinen Kerker bald aufschließen und ihn ihr nachbringen werde — konnte sie leicht vermuthen. — Und so schied sie denn doch getröstet. — Zweiundzwanzig Jahre schmachtete Elisabeth freiwillig im Gefängnisse, um das Loos ihres Gemahls zu erleichtern. — Seltne Treue der Ehe — heiliges Beispiel für alle Töchter des Vaterlandes. —

Unter den Stürmen des Lebens an einen Gefährten sich anschließen zu können — macht stark, ihnen entgegen zu gehen — den Gefährten zu verlieren — schreckliches Schicksal — der Kelch des Elendes, den Johann Friedrich trinken mußte, war noch nicht voll. — Elisabeths Tod füllte ihn, bis zum Ueberlaufen. Der unglückliche Herzog wußte sich kaum zu fassen. In einem wehmüthigen Tone meldete er seinen Prinzen den harten Schlag, der ihn betroffen hatte, und schloß mit den Worten: „Thut ja meiner nicht vergessen.“

Denkt Euch, iunge Bürger des Vaterlandes, in die Lage des Herzogs. — Sieben

benundzwanzig Jahre schmachtet er nun schon im Gefängnisse, mit dem Bewußtsein, daß er sich ein so hartes Loos selbst zugezogen habe — alle Bitten der Fürsten, seiner Freunde, seiner Gemahlinn sind fruchtlos. — Sein Unterhalt wird ihm so kärglich gereicht, daß er oft am Nothdürftigsten Mangel leidet. — Er muß Schulden auf Schulden häufen, und kein Mensch will ihm, einem sächsischen Fürsten, der einst von Kurhüten und Kaiserkrone so süß träumte, jetzt einen Heller mehr borgen — ein ungesunder und feuchter Kerker wirft ihn aufs Siechbette, — ansteckende Krankheiten wüthen um ihn her, und drohen, auch durch die Schöffler seines Gefängnisses, sich zu ihm zu schleichen, — das Alter mit allen seinen Bürden stellt sich ein — die Vorboten des Todes schleichen langsam in allen Adern — ein rüstiger Mann, ein mächtiger Fürst, verfocht er einst den Kopf, der jetzt zwischen vier Wänden, wie ein Ball, von den Launen des Kaisers, mit sich spielen lassen muß — statt Schwerdterklang und Kanonendonner, eine Musik, die ihm einst noch die

Mög.

Möglichkeit vorpiegelte, seinen Kopf behaupten zu können — rasselte jetzt Gefängnißschüssel ihm in die Ohren. — Die Leibwache, einst vor seinem Schlosse — jetzt verwandelt in dreißig Mann kaiserlicher Garde vor seinem Gefängnisse — das Geräusch eines zahlreichen und glänzenden Hofes, vertauscht mit der Grabesstille des Kerkers. — Ein hartes Loos. — — Um dieses mit ihm zu theilen, verläßt Elisabeth Kinder und Vaterland, wird die Trösterinn ihres Gemahls, bittet für ihn wohl zehnmal vergebens bei seinen Machthabern — ließt täglich mit ihm in der Bibel — betet mit ihm zu Gott — trägt mit ihm Kummer und Elend — und diese Getreue entreißt ihm nun der Tod. — Armer Johann Friedrich. — —

Elisabeth war dem Gefängnisse durch den Tod entführt — der Herzog sah auch keinen andern Ausweg, und war fest überzeugt, daß er zwischen den vier Wänden des Kerkers, in welchem er so lange schmachtete, sein Haupt neigen würde. Aber er sollte da nicht sterben, wo er das meiste litt. Auch der Ort, wo er am lebhaftest

haftesten seiner frommen Elisabeth sich erinnern konnte — auch dieser sollte ihm noch genommen werden. —

Der Türkenkrieg welcher damals wüthete, ward den österreichischen Staaten immer gefährlicher. Die Festung Raab war schon in den Händen der Muselmänner. — Von da bis Neustadt ist kaum 15 Meilen. — Johann Friedrich war hier nicht sicher, wohl gar noch ein türkischer Gefangner zu werden. Man schafte ihn also nach Steyer in Oesterreich ob der Ens, und erlaubte den Prinzen Ernst und Kasimir, die Leiche ihrer Mutter nach Koburg abholen zu dürfen.

Johann Friedrich bat dringend, daß es ihm vergönnt seyn möchte, den Leichnam seiner treuen Elisabeth mit sich nach Steyer zu nehmen, damit er die Gefährtinn seiner Leiden wenigstens todt in der Nähe habe — es ward ihm abgeschlagen — Der Unglückliche bat nun, daß man's ihm wenigstens erlauben möchte, seine verblichene Elisabeth bis zu ihrer Ruhestätte nach Koburg zu begleiten — auch dies wurde ihm abgeschlagen. — Fast schien es, als habe
man

man es sich fest vorgenommen, dem Gefangnen auch nicht eine Bitte zu gewähren:

Die Prinzen Ernst und Kasimir schickten Räte von Koburg ab, welche die Leiche in Empfang nehmen sollten; die kaiserlichen Kommissarien veranstalteten alles zur Verabfolgung derselben, und Johann Friedrich sah betrübt dem Augenblicke entgegen, wo ihm Elisabeth entzogen werden sollte. Nichts schien diesen aufhalten zu können, denn wer wird wohl an einen Todten noch Ansprüche machen? —

Und doch konnten dies hartherzige Gläubiger. Mit frecher Stirn traten sie auf, und erklärten Elisabeths Leiche für ihr Pfand, das sie nicht eher aus den Händen lassen würden, bis ihnen Johann Friedrich auch den letzten Heller seiner Schulden bezahlt hätte. Eine neue Kränkung für den gefangnen Herzog, die ihm sehr nahe ans Herz gehen mußte, da ihm seine Elisabeth so theuer gewesen war — aber auch ein Beweis, wie hart man mit dem Herzog in seiner Gefangenschaft verfuhr, daß man unbilligen Gläubigern, die sich schon an dem

P

dem Gefangnen bereichert hatten, auch noch erlaubte, die Leiche als Pfand zu behalten.

Johann Friedrichs Prinzen empfinden das Schändliche und Schimpfliche dieses Verfahrens nicht wenig, und Johann Kasimir schrieb deshalb, am 2. Novemb. 1594 von Koburg, einen fast bitteren Brief an Alexander Maschwander, den kaiserlichen Oberkommissar des Gefängnisses zu Neustadt. — Er sagte darinn, es sei ein ausdrückliches Gesetz, Verstorbenen, ihrer Schulden wegen, das Begräbniß nicht zu verweigern, und der Gläubiger, der sich dies unterstehe, verliere seine Schuldsforderung und den dritten Theil aller seiner Güter. — Über das, fährt er fort, haben die Gläubigere zu bedenken, wie es gleichwohl umb den mehrern theill der schulden geschaffen, vndt wie ein vbermessiges vnchristliches vndt vnuerandtwortliches interesse sie darauf geschlagen. Also das von viehlen, zuwider allen Rechten vndt constitutionen, vßs hundert nicht Zehen, sondern funfzehen, Zwanzigt vndt mehr

mehr Zins gesetzt. — Wenn dies der Kaiser erfahre, werde er die Unbilligkeit der Gläubiger gewis hart strafen. — Uebrigens habe das Gefängnis seines Vaters nun schon über 500,000 Gulden gekostet — in den letzten drei Jahren allein habe er 100,000 Gulden auszahlen lassen. — Seines Vaters Schulden sollten zwar getilgt werden, und die übermäßigen Wucherer hätten an ihm, als einem ansässigen Reichsstande, Sicherheit genug. — Vor der Hand aber könne er sich zu nichts verstehen, da die Steuer zu dem Türkenkriege schon so große Summen gekostet habe und noch koste.

Die hartherzigen Wucherer, meist Bürger in Neustadt, wurden nun zur Ruhe verwiesen und alle Anstalten getroffen, Johann Friedrichen nach Steyer zu schaffen, wohin man seine Güter schon zu Wasser fortschickte. Der arme Herzog befand sich abermals in Geldnoth, als er fort sollte, und wandte sich deshalb mit Vorstellungen nach Wien, wo man sich aber mit großen Ausgaben entschuldigte, die Prinzen des Gefangnen an Zahlung

zu erinnern versprach, und überdies ihn selbst noch ermahnte die Garde, so mitreisen muß und der Zerung und Kleider als arme gesellen bedürfen, unterwegs ihren Sold zu geben, die Schiffsleute für den Transport seiner Mobilien zu befriedigen, und dem Prediger seine alten Reste zu bezahlen. — Das waren leidige Tröstungen für einen Mann, der kein Geld hatte, und dessen verbliebenen Gemahlinn man sogar, Schulden wegen, das Grab verweigerte. —

Indes waren die fürstlichen Räte von Koburg angekommen, Elisabeths Leichnam zu holen. Johann Friedrich mußte sich also von ihr trennen. Der todte Körper, welchen Johann Kasimir mit einem großen Gefolge bis Sonnensfeld entgegen reiste, langte am 15. Dez. 1594. in Koburg an, und wurde den 20sten Dez. in der Hauptkirche, zu St. Moriz, mit fürstlicher Pracht beygesetzt. —

Johann Friedrich überlebte den Tod seiner frommen Elisabeth nicht lange. Es war ihm nun einsam in der Welt, seitdem er iene nicht mehr um sich hatte. — Statt
De.

Befreiung zu hoffen, mußte er vielmehr erst ein neues Gefängnis beziehen — kränklich war er schon längst, — das Alter übte auch seine Rechte. Er hatte 65 Jahre 4 Monate zurückgelegt. Jede Kränkung griff ihn legt doppelt an, und so war es denn auch kein Wunder, daß sein Körper einer Krankheit, die sich den 4. Mai 1595. mit Frost und Hitze anfieng, nicht lange widerstehen konnte. — Schon am 9ten befreite ihn der Tod aus einem Kerker, den alle Fürbitten von Fürsten, alle Vorstellungen einer verwaifeten Familie nicht zu öffnen vermocht hatten.

Der Kaiser meldete den Prinzen Kasimir und Ernst den Tod ihres Vaters, und bat sie, die Leiche sobald als möglich abholen zu lassen. — Diese schickten die Ritter Veit von Heldrit, Kaspar Wilhelm von Witzleben, Georg von Erffa, und Balthasar von Welchhausen nach Steier, den Leichnam zu holen. Die Abreise verzögerte sich aber durch mancherlei Umstände, und so kam denn der Leichenzug erst am 16. November in Koburg an. Gleich neben seiner geliebten Elte

Elisabeth wurde Johann Friedrich am 15. Dez. 1595. in der Kirche zu St. Moritz eingesenkt. Hier blieb sein Leichnam bis nach Johann Kasimirs Tode. Da senkte man ihn, seine Elisabeth und Johann Kasimir in ein vier Schuh tiefes Gewölbe, wo er auch bis jetzt noch liegt. —

Sobald der Mensch die Augen zum letztenmale schließt, sind auch meist gleich Beurtheiler da, welche entweder über alle seine Handlungen den Stab brechen, und die guten übersehen — oder allen Ehrensäulen errichten, und seine Fehler vergessen. — Laßt Euch, iunge Bürger des Vaterlandes! diese lächerliche Sitte nie zu Schulden kommen, am wenigsten bei dem Grabe eines so denkwürdigen Mannes, als Johann Friedrich war. — Erinneret Euch lebhaft aller Szenen, in welcher Ihr diesen sächsischen Fürsten auftreten saht, und Ihr werdet dann gewiß mit mir urtheilen, daß Johann Friedrich sich viel zu Schulden kommen ließ; daß man ihm aber auch manches nicht ganz so hoch anrechnen könne, als es ihm angerechnet wurde. — Sein Verstand war nicht sonderlich gebildet

det

det — sein Herz für jeden, der seinen Wünschen schmeichelte, empfänglich — das Schicksal seines Vaters, und der mit demselben verlorne Kurhut, lag ihm nur zu lebhaft im Sinne — über die Urheber des erstern sich empor zu schwingen, und den letztern sich wieder aufzusetzen, war nun einmal ein Plan, den nichts verdrängen konnte. — Ein schwacher Mann, wie er, lies sich leicht von denen am Gängelbände leiten, die ihn umgaben — und wem er sich einmal hingab, dem gab er sich ganz hin. — Grumbach und Brück wußten seine Schwächen zu benutzen — diese Männern, die ihm so viele und glänzende Hoffnungen vorspiegelten, hielt er für seine besten Freunde, die er bis aufs Aeuferste vertheidigen zu müssen glaubte. — Dies bestimmte sein Unglück. — Unter den Händen treuer Rätbe würde er eben so glücklich geworden seyn, als er durch Grumbach und Brück unglücklich wurde. — Vielleicht verwickelte ihn auch Privathas seiner Feinde in so manche traurige Verhältnisse. — Ueberhaupt liegt auf vielen seiner Handlungen noch ein dichter Schleier, den

den die Geschichte vielleicht erst spät, oder wohl gar nie, aufdecken wird. — Durch solche Schleier der Geschichte guckt der Unpartheiische so gut er kann — hat er falsch gesehen, so ist's wenigstens seine Schuld nicht.

Prägt Euch indes, junge Bürger des Vaterlandes! das Beispiel Johann Friedrichs bei der Wahl Eurer Freunde wieder einmal das goldne Sprüchlein ein: Trau, Schau — Wem? — und lernt ihr an Grumbach und seinen Gesellen, daß eine böse Sache nur selten einen guten Ausgang nehme — so habe ich doch diese historische Darstellung für Euch — — und nicht in den Wind geschrieben.

Der dritte Theil dieser Denkwürdigkeiten
erscheint gewis zu Weihnachten.

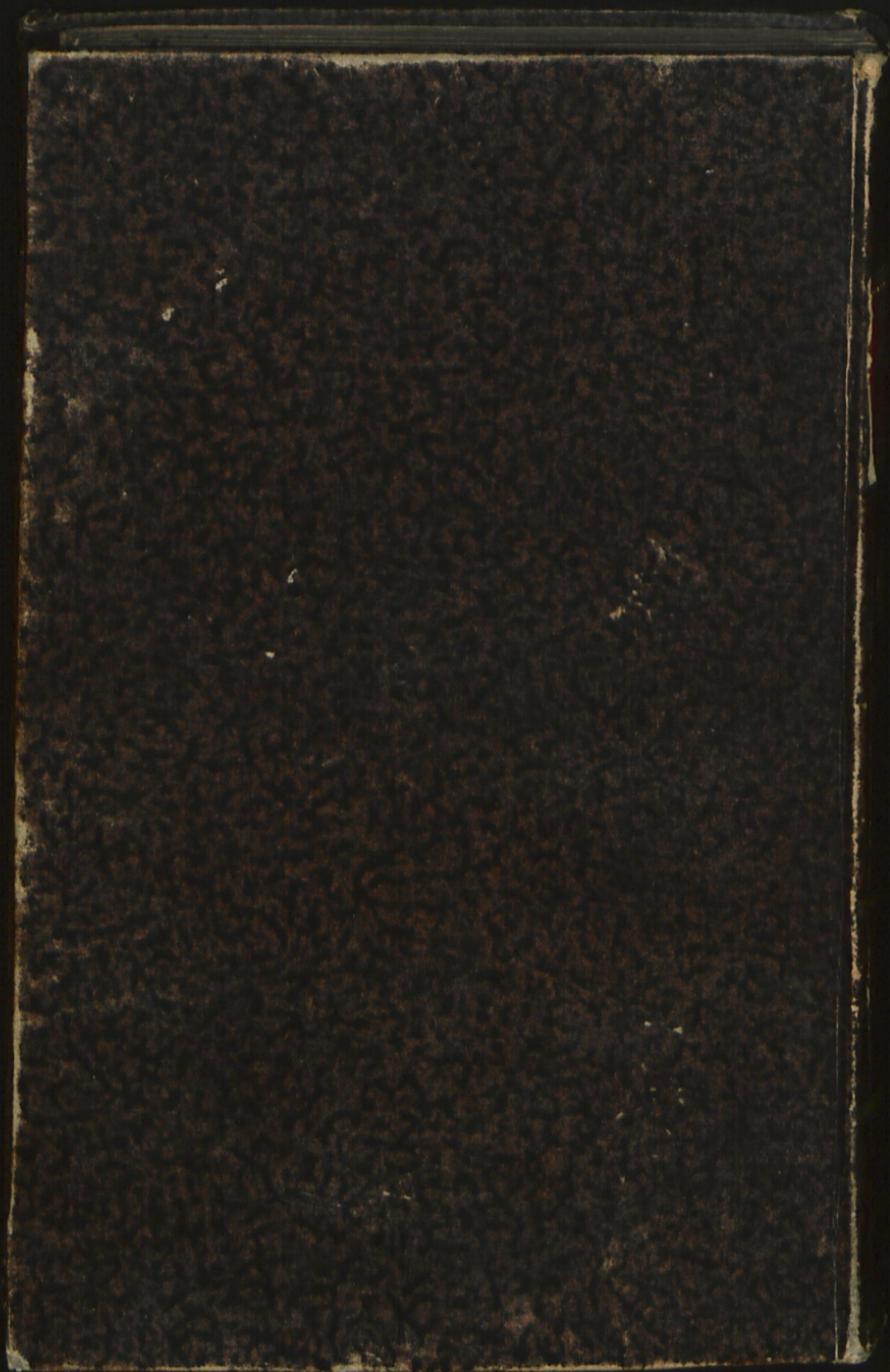
Martin-Luther-Universität
Institut für Geschichte
des Deutschen Volkes





260







Historische Gemälde

der
Jugend gewidmet
von
K. A. Engelhardt.

Zweiter Band.

Im Friedrich der Mittleren,
Bösewichtern verblendet, in
Saxonia belagert, und bis an sein
Ende gefangen.

Mit einem Kupfer.

Dresden,
bey Johann Samuel Verlach, 1797.

